Landwirthschafts-
Predigten

Ein Beytrag
zur
Beförderung
der
wirthschaftlichen Wohlfahrt
unter
Landleuten

von
Johann Ferdinand Schlez
Pf. zu Ippesheim.

Biblioth. Zweyter Theil. obecaltae.

Heilbronn u. Rothenburg o. d. T.
in J. D. Claßens Buchhandlung.
1794.

Seinem

innig geliebten Freunde

Herrn

Georg Heinrich Lang,

hochfürstl. Thurn- und Taxischen Hofprediger
und Kirchenrathe,

als ein Denkmahl

der aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit

geweiht

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Der erste Theil meiner Landwirthschaftspredigten, welcher mit diesem zugleich in einer sehr verbesserten Gestalt erscheint, ist von allen Kunstrichtern, deren Urtheile mir zu Gesichte gekommen sind, mit mehr Schonung aufgenommen worden, als meine Schüchternheit mich hatte hoffen lassen. Alle billigten durchgängig die Wahl der Materien *). Nur über einzelne Stellen und Ausdrücke wurden hier und da Bemerkungen gemacht,

 die

*) In einer gewisen Zeitschrift für Prediger, deren Titel mir entfallen ist, wird in einer Anmerkung meiner Predigten erwähnt, mit dem Beysatze, daß der Nürnberger Recensent mit der Wahl der Materien höchst unzufrieden sey. Ein Beweiß, daß der Herr Verf. jenes Buchs die Recension nur halb gelesen haben muß, da er den Scherz für Ernst aufnimmt.

die ich sorgfältig gesammelt und bey der neuen Auflage benüzt habe. Den lautesten Dank bin ich in dieser Rücksicht der umständlichen und scharfsinnigen Kritik des verdienstvollen Herrn Kirchenraths und Hofpredigers Lang schuldig, welche er in den dritten Theil seiner Mußestunden eingerückt hat. Wie wichtig mir jeder Wink dieses Kenners war, wird hoffentlich die Vergleichung der jüngern Ausgabe mit der ältern beweisen: Nebst den fremden Bemerkungen habe ich aber auch meinen eigenen Kopf noch einmal zu Rathe gezogen, und so entstand eine fast umgearbeitete Auflage. Nach dieser wünschte ich freylich von nun an allein beurtheilt zu werden; Da ich jedoch nicht hoffen darf, daß alle Besitzer des ersten Abdrucks auch den zweyten sich anschaffen: so habe ich wenigstens eine einzige Predigt, nämlich die über die Ruhe des Feldes, mit der ich bey reifern Einsichten ganz unzufrieden bin, verbessert in ihre Hände zu bringen gesucht, indem ich sie aus der zweyten

Auf-

Auflage des ersten Theils ganz wegließ und sie dem zweyten Bändchen voran setzte. Die fünf übrigen Predigten sind ganz neu hinzugekommen. Männer, die mit Herrn Pastor Bohne zu Niederstöcken sympathisiren und seine Erweckung für die Prediger der Protestanten, die das rechte Christenthum nicht predigen, (Hannover bey Schmid 1789.) für ein Verdienst um das christliche Zion halten, werden freylich auch dieses Bändchen als Schleifwaare verrufen; aber ich habe meine Rechnung nur auf solche Leser gemacht, die in Ansehung der Begriffe von kirchlicher Schicklichkeit, mit mir übereinstimmen. Indeß kann ich doch nicht bergen, daß mich die oben erwähnte Erweckung mit Widerwillen erfüllt hat. Nicht, weil sie meine Grundsätze vom Kanzel-Decoro verwirft; — denn Wahrheit ist mir heilig und theuer, auch dann, wann sie meinen Urtheilen widerspricht — sondern deßwillen, weil die Schrift mehr auf Verdächtigmachung ehr-

licher Männer, als auf Untersuchung der Wahrheit angelegt zu seyn scheint. Ich kann mich hier unmöglich auf nähere Beleuchtung des Werkchens einlassen, wenn ich nicht die Grenzen einer Vorrede überschreiten will; aber schon der Titel ist ein Vorschmack des Geistes, der im ganzen Buche herrscht. Sollte man nicht glauben, Herr Bohne fechte gegen Prediger, welche die Grundbegriffe der Bibel, oder des kirchlichen Systems, (das bekanntlich bey vielen mehr gilt, als die Quelle, aus der es geschöpft seyn soll,) absichtlich verdrehen oder verwerfen? — Aber davon ist die Rede gar nicht! Seine Erweckungen sind nur an diejenigen gerichtet, welche Gegenstände auf die Kanzel bringen, die nicht mit dürren Worten in der Bibel liegen, oder nicht in der engsten Verbindung mit Religionswahrheiten stehn. Welcher vernünftige Mann wird aber von diesen Materien sagen: „sie sind das rechte Christenthum nicht?„ Ist das nicht ganz aus der Seele eines

Bauern gesprochen, der seinen Pfarrer verschwärzen will? — Wenn gleich das erwähnte Buch wenig Philosophie und Sprachgewalt verräth: so leuchtet doch so viel hervor, daß der Titel desselben nicht bloßer Mißgriff im Ausdrucke seyn kann. — Was ich übrigens zur Vertheidigung des öffentlichen Vortrags solcher Materien, die nicht unmittelbar mit Religionslehren zusammen hängen, zu sagen für nöthig hielt, steht schon in der Vorrede zum ersten Theil, und auch hier und da in einzelnen Predigten des eben erwähnten Bandes, vorzüglich in der dritten Predigt nach der verbesserten Ausgabe. Mehr hinzu zu setzen scheint mir Ueberfluß. Es ist überhaupt eine auffallende Erscheinung, daß das Gebiet der Kanzelberedsamkeit seit einem Jahrhunderte sich mehr verengt als erweitert hat. Meines Wissens haben Perücken und Fontangen nie zum rechten Christenthum gehört; gleichwohl wurde allenthalben gegen diese sündlichen Moden von Kanzeln declamirt,

und ich stehe nicht dafür, ob Herr Pfarrer Bohne nicht jener Zeit auch dagegen von der Kanzel würde geifert haben. Bernhardus Waldschmidt hielt in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Barfüsser-Kirche zu Frankfurt seine Hexen- und Gespenst-Predigten, in welchen er die Schröklich- Greulich- und Abscheulichkeit der Zauberey-Sünde allen Christen zur treuherzigen Warnung vor Augen stellte, gewiß mit mehr Beyfall, als Hahnzog seine Predigten wider den Aberglauben. Der Unfug aber, den viele, ganz im Geiste des seligen Pastor Spörer von Rechenberg, bey der unbeschränkten Wahl ihrer Materien und deren Behandlung, trieben, war auch Schuld daran, daß nach und nach die gute Sache selbst in übeln Ruf kam. Man hielt sich nun blos an die Dogmen der Kirche, hängte diesen einen moralischen Usum an, und trieb diese Methode so gesetzlich, daß noch vor funfzig Jahren blos moralische Predigten einer Schutzschrift bedurften.

ten. Bey dem gereinigtern Geschmacke unsers Zeitalters hat man aber jezt wohl nicht mehr nöthig, den Gebrauch um des Mißbrauchs willen aufzuheben. Wer allen Kanzelthorheiten vorbauen wollte, müßte das Predigtwesen ganz abschaffen. Indeß leugne ich gar nicht, daß gegenwärtig, da in der Methodik des Vortrags solcher Materien, die bisher dem kirchlichen Lehrstuhle fremd waren, noch so wenig vorgearbeitet ist, mehr Fehlgriffe in der Wahl und Ausführung derselben zu fürchten sind, als in der Behandlung gewöhnlicher Gegenstände. Desto willkommner sollte aber auch jeder zweckmässige Beytrag zur Erweiterung des Kanzelgebiets seyn. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit eines frommen Wunsches, der schon so oft, bey dem Anblicke der im Fürstenthum Anspach gewöhnlichen Synodal-Fragen, in mir entstanden ist. Um der Ausländer willen muß ich kurz erklären, was ich unter Synodal-Fragen verstehe. Der vorderste Geistli-

che

che des Fürstenthums legt nämlich alle Jahre zehn sogenannte Quästionen über einen Artikel der augspurgischen Confession, oder auch über einen Abschnitt irgend eines andern symbolischen Buches, an welches die Reihe kommt, in lateinischer Sprache vor, welche die Pfarrer aller Diöcesen in eben der Sprache beantworten und ihrem Decan einliefern müssen, der sie an das Consistorium befördert. Ich leugne nicht, daß diese Anstalt einigen Nutzen hat, zumal wenn man bey Luthers Catechismen stehn bleibt; aber eben so wenig kann ich die mangelhafte Seite unberührt lassen. Die Sprache in welcher geschrieben werden muß, ist nicht allen geläufig genug. Einige vermögen nicht, sich bestimmt und ausgebreitet genug in derselben auszudrücken; andre sehen sich sogar genöthigt, mit fremdem Kalbe zu pflügen. Die Fragen, welche größtentheils eigentlich gelehrte Sachen aus dem Gebiete der Streittheologie, der Geschichte, Philologie ꝛc. betreffen, fordern

gewöhnlich einen Büchervorrath, oder doch eine Summe von Kenntnissen, welche nicht jeder Landprediger besitzt. Sie betreffen endlich Gegenstände, die mit dem Amte eines Landpfarrers meistentheils nur in entfernter Verwandtschaft stehn. Gälte daher die Stimme eines Predigers in der Wüste etwas vor Consistorien: so würde ich den Vorschlag thun, dieser Anstalt künftig eine zweckmäsige Umänderung zu geben. Sollte es nicht besser seyn, populäre Predigten über diesen oder jenen minder bearbeiteten, und doch für das Zeitalter höchst wichtigen Gegenstand abzuverlangen? Wie nöthig ist es z. E., dem Volke richtige Begriffe über Freyheit und Gleichheit beyzubringen, da gegenwärtig über diese Artikel so fleißig deräsonnirt wird! Sollte nicht die Aufgabe einer Predigt über dieses Thema, den Bedürfnissen unsers Zeitalters, und dem Amte eines Volkslehrers angemessener seyn, als eine lateinische Tractation über die Verehrung der Heiligen, über die beyden Gestalten

im

im Abendmale, über die Priester-Ehe, über die Messe und drgl., wovon in den lezten vier Jahren die Frage war? Sollte man nicht wenigstens dem Capitelsprediger (so nennt man den, welcher vor der Synodal-Versammlung eine Kanzelrede halten muß) einen Gegenstand anweisen, über welchen er seine Zuhörer angenehmer unterhalten könnte, als mit einer Controverspredigt über irgend einen theologischen oder hyerarchischen Zankapfel? — Sollte der Obergeistliche des Fürstenthums nicht lieber die Bedürfnisse des Zeitalters und seines Vaterlands bey der Wahl seiner jährlichen Aufgaben zum Leitstern machen, als einen veralteten Streitpunct aus den Zeiten der Reformation? Gefiele es ihm überdieß einige Linien vorzuzeichnen; einige Schriften zum Nachschlagen anzuempfehlen rc. so dürfte man sicher auf mehrere lesenswürdige Predigten und Aufsätze rechnen, von denen man drey oder vier der vorzüglichsten, nach Art der Preißschriften, dem Drucke überlassen könnte.

Da

Da ich einmal von einer zweckmässigern Einrichtung des Synodalwesens rede: so erlaube man mir noch einige Vorschläge. Nichts kann trauriger seyn, als noch hier und da der Unterricht der Catechumenen. Wie viele Prediger würden zu strengerer Revision ihres alten Schlendrians gezwungen werden, wenn man lieber den katechetischen Unterricht von ihnen schriftlich verlangte, als die Beantwortung der sogenannten Quästionen! Wie verdient könnte sich der Generalsuperintendent des Fürstenthums um seine Clerisey machen, wenn er in der gedruckten Aufforderung ein Skizze des Unterrichts vorlegte, so wie er den Zusammenhang der Materien am natürlichsten findet, welches jedoch keine gesetzliche Vorschrift seyn dürfte! Wie gut wäre es ferner, wenn man bey Consistorial-Verordnungen, wohl auch hier und da bey Policey-Sachen, erst Stimmen sammelte, Vorschläge und Ausstellungen anhörte, ehe man dem Entwurfe eine gesetzliche

Kraft

Kraft gibt! Wenigstens würde man über die beßte Art und Weise manchen Aufschluß und manche Localkenntniß erhalten, die man in der Residenz unmöglich haben kann. Wie sehr wünschte ich daher, daß solche Gegenstände zum Stoff der gewöhnlichen Synodalfragen gemacht würden! — Man vergebe mir diese Ausschweifung, an welcher das Privat-Interesse nicht den geringsten Antheil hat, indem ich, als ritterschaftlicher Prediger, weder mit Consistorien, noch mit Synoden in der geringsten Verbindung stehe. Nur das gemeine Beßte wünschte ich in Anregung zu bringen; des Vortheils nicht zu gedenken, daß die Ober-Inspection ihre durch das ganze Fürstenthum zerstreuten Prediger auf diesem Wege besser kennen und die würdigern richtiger müßte schätzen lernen, als aus einer Beantwortung der bisher gewöhnlichen Synodalfragen.

Ich komme nun auf die hier gelieferten Predigten zurück. Bey Volksreden, die so speciell die Lage des Landmanns betref-

treffen, ist es unmöglich, einen so allgemeinen Maaßstab zu wählen, daß sie für alle Gegenden gleich befriedigend seyn könnten. Man würde daher mich unbillig richten, wenn man die Bedürfnisse andrer Gemeinen zum Maaßstabe der Beurtheilung machen wollte. Nur meine Zuhörer hatte ich vor Augen und mußte daher manches übergehn, was ich vor einer andern Gemeine, bey gleicher Bekanntschaft mit ihr, nicht unberührt würde gelassen haben. Eben so brachte ich aber auch manches zur Sprache, das mir in den Verhältnissen meiner Zuhörer wichtig schien, ob es gleich unter andern Umständen ganz unwichtig und überflüssig seyn würde. Wären diese Predigten zum Vorlesen in kirchlichen Versammlungen bestimmt: so könnte man freylich mehr Rücksicht auf das allgemeine Interesse fordern; da sie das aber nicht sind: so gereicht ihnen vielleicht das Locale mehr zum Ruhm als zum Tadel.

Die angehängten Catechisationen sind, was ich aufrichtig gestehe, nur Lückenbüsser. Einmal hatte ich der Verlagshandlung den zweyten Theil bis zur Ostermesse versprochen; der Druck des ersten war schon vollendet, und der des zweyten sollte eben angefangen werden, als ich durch eine Maladie in der Arbeit so sehr zurückgeworfen wurde, daß ich entweder mein Versprechen gar nicht, oder doch nur durch eine übereilte Arbeit erfüllen konnte, wenn das Bändchen nicht unverhältnißmäßig dünn gegen die erste Sammlung ausfallen sollte. Ich nahm also meine Zuflucht zu einigen landwirthschaftlichen Catechisationen, von denen die zwey ersten schon zerstreut abgedruckt und die beyden leztern in der Handschrift da waren, um durch diese die Bogenzahl des zweyten Theils dem ersten gleich zu machen. — Da ich wegen oft überhäufter Amtsgeschäfte, besonders aber wegen Untreue meines Wort-Gedächtnisses, von meinen Predigten nur kurze Skizzen entwer-

fe:

se: so konnten mir die vorräthige Entwürfe die Arbeit nur sehr wenig erleichtern, und wer einen Versuch in Bearbeitung ähnlicher Materien machen will, wird finden, daß die Arbeit durch mancherley Schwierigkeiten erschwert wird, die bey den gewöhnlichern Kanzelmaterien wegfallen. Ich erinnre das um solcher Leser willen, die in der Voraussetzung, daß alle gehaltenen Predigten schon vor dem mündlichen Vortrage vollständig niedergeschrieben waren, meine Entschuldigung sonderbar finden möchten.

In Rücksicht auf die vier Catechisationen muß ich noch zum Schlusse erinnern, daß ich absichtlich die Zwischenfragen, durch welche die Jugend auf die richtige Antwort zuweilen hingeleitet werden mußte, weggelassen, und dem Ausdrucke der Kinder an manchen Orten mehr Sprachrichtigkeit und Bestimmtheit gegeben habe. Im ganzen genommen werden aber die gedruckten Aufsätze von der mündlichen Unterredung wenig abweichen. Daß ich

auch die Stellen aus Rochow's Kinderfreunde, von welchen ich zu den Catechisationen Veranlassung nahm, mit abdrukken ließ, geschah in Rücksicht auf die Leser, welche etwa das nützliche Schulbuch gar nicht, oder doch nicht in der Ausgabe besitzen, die ich für mein Vaterland veranstaltet habe.

Mrt. Ippesheim in Franken,
im März 1794.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

I. Pred. Ueber 2 Mos. 23, 10. 11.
Gehalten am Sonnt. Sexages.
Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen. : : S. 1

II. Pred. Ueber Pred. Sal. 11, 4.
Gehalten am Thomastage.
Von der Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft. : : 25

III. Pred. Ueber Sirach 29, 10.
Gehalten am 9 Sonnt. nach Trinit.
Vom Credit. : : : : : 55

IV. Pred. Ueber Sirach 31, 8—11.
Gehalten am 1 Sonnt. nach Trinit.
Wie viel Gutes ein reicher Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte. : : 79

V. Pred. Ueber Sir. 20, 11.
Gehalten am 2 Sonnt. nach Epiphan.
Von der Neigung zu überflüssigem Aufwand unter Landleuten. : : : : 105

VI.

VI. Pred. Ueber Sirach 37, 30. 31.
Gehalten am 5 Sonnt. nach Trin. 1793.
Ueber einige Fehler, durch welche sich Landleute bey ihren Arbeiten an der Gesundheit schaden 131

Anhang.

I. Catechisation über Ursache und Wirkung, nach Rochows Kinderfreund. Ein Versuch, die Widerlegung alles Aberglaubens auf Einen Grundsatz zurück zu führen. 155

II. Catechisation über das Evangelium am 8 Sonntag nach Trinit. (Matth. 7, 15—23.) Ein Gleichniß aus dem Gebiete der Landwirthschaft, in allen seinen Theilen moralisch angewandt. . . . 176

III. Catechisation über die Baumzucht. Nach Rochows Kinderfreund. (Nr. 6. 1 Theil.) 192

IV. Catechisation über die Neigung der Jugend, fremde Güther aus Bosheit, Leichtsinn oder Muthwillen zu beschädigen. Nach Rochows Kinderfreund. (Nr. 15. im 1 Th.) 214

I. Pred.

Erste Predigt.

Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen.

Ueber 2 B. Mos. 23, 10. 11.

gehalten

am Sonntage Sexagesimä.

Unser heutiges Evangelium von viererley Acker, meine lieben Zuhörer, wird uns, während eines großen Theils des Jahres, alle Morgen durch den Wächterruf an das Herz gelegt:

Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Es ist gerade die Zeit, da ihr, als fleißige Landleute, gewöhnlich vom Schlafe erwacht und an die Arbeit geht. Könntet ihr wohl durch eine wichtigere Frage erweckt werden? Und sollte euch diese Frage nicht doppelt erwecklich seyn, da ihr fast Jahr aus Jahr ein mit Acker und Pflug umgeht? Jetzt kommt überdieß die erwünschte Jahrszeit bald wieder, da die liebe Sonne den Pflüger ins Feld ruft. Denkt also bey eurer Arbeit fleißig an das schöne Evangelium und fragt euer eigenes Herz, welchem Theile des genannten Ackers es gleich ist; ob bey euch die heilbringenden Lehren unsrer Religion auf den Weg, auf einen felsigten Boden, unter die Dornen, oder auf ein gutes Land gefallen sind. Leider! meine lieben Freunde, werden gar manche bey dieser Selbstprüfung nicht zu

ihrer Ehre bestehn. Die Herzen vieler Kirchgänger und Beter sind, so zu sagen, nicht einmal gepflügt oder vorbereitet, um den guten Saamen aufzunehmen, und noch viel weniger kräftig genug, um Früchte zu bringen; und wenn ja aus dem guten Saamen einige Tugenden hervor keimen: so haben sie entweder nicht Nahrung genug; oder sie werden durch das Sünden-Unkraut, das schon im Herzen eingewurzelt ist, sogleich wieder erstickt. Die Herzen solcher Leute kommen mir gerade so vor wie das Braachfeld, wo auch hier und da noch ein Waizenstöckchen hervorgrünt; aber sonst nichts als Unkraut zu finden ist. Ich weiß nicht wie es kam, daß ich dem viererley Acker, von dem unser Evangelium sagt, immer an die dreyfache Eintheilung unsrer Fluhr, in Sommer- Winter- und Braachfeld gedenken mußte. Besonders fiel es mir auf, daß in unserm Vaterlande nun wieder ein ganzes Drittheil der Fluhren nicht einmal besäet, sondern absichtlich öde gelassen und jenem Theile des in unserm Evangelio erwähnten Ackers gleich gemacht wird, auf welchem nur Dornen und Unkraut wuchsen. Kluge Landwirthe haben dieß schon lange beherzigt und Versuche gemacht, ob nicht das Ackerfeld sich eben so alljährlich benützen ließe, wie das Kraut- und Gartenland; aber in die Länge hinaus wollte sichs nicht thun

lassen,

lassen, weil man unmöglich den Acker eben so sorgfältig bestellen konnte als den Garten, und weil nicht alles Ackerland die Güte des Gartenfeldes hat. Die Kräfte des Bodens nahmen zusehends ab; der Dünger schlug nicht zur rechten Zeit an, und das Unkraut nahm zu sehr über Hand. Indeß blieben doch die Klügern immer der Meynung, daß ein nur halb guter und wohlbestellter Acker, mehr als zwey Jahre nach einander Früchte bringen könnte; daß, bey vorzüglich guter Pflege, ein guter Acker, fünf, wohl auch sechs Jahre nach einander Früchte und Futterkräuter zu tragen vermöge, wenn nur mit diesen gehörig abgewechselt und das siebente Jahr zur eigentlichen Braache bestimmt wird. Mir fiel dabey ein, was Mose den Israeliten befahl:

2 B. Mos. 23, 10. 11.

Sechs Jahre sollst du dein Land besäen und seine Früchte einsammeln; im siebenten aber sollst du es ruhen und liegen lassen, daß die Armen unter deinem Volke davon essen, und was überbleibt, laß das Wild auf dem Felde essen. Also sollst du auch thun mit deinem Weinberge und Oehlberge.

Nach Veranlassung dieser Worte will ich heute reden

Von dem Befehle Mosis, das Feld alle sieben Jahre ruhen zu lassen.

Zu erst wollen wir auf die Ursachen sehen, warum Mose diesen Befehl gegeben hat,

Und dann die Frage untersuchen: ob nicht auch für uns etwas nachahmbares in diesem Befehle liegt.

I.

Es ist schwer, l. Z., von allen Gesetzen Mosis zuverläßig den Grund anzugeben; bey dem oben verlesenen Befehl aber ist es ziemlich leicht, da der Gesetzgeber selbst einige Gründe hinzu gefügt hat. Seine Absichten waren ohne Zweifel von doppelter Art. Einige betrafen das Feld, andre betrafen Menschen und Vieh.

Das Feld sollte nämlich durch die sogenannte Ruhe wahrscheinlich an Fruchtbarkeit gewinnen, ob gleich Mose diese Absicht nicht ausdrücklich anführt. Eigentlich kann man freylich vom Felde nicht sagen "es ruht„; denn dieser Ausdruck wird zunächst nur von lebendigen Geschöpfen gebraucht.

Da

Da aber Menschen und Thiere nach der Ermüdung zu ruhen pflegen, um neue Kräfte zu sammeln; und da ein vom vielen Fruchttragen erschöpftes und gleichsam ermüdetes Feld, während der Zeit, in welcher es unbesaamt liegt, auch neue Kräfte sammelt, indem es theils durch den darauf geführten Dünger, theils durch Entwickelung der schon vorhandenen Nahrungstheile, theils durch Regen und Schnee, frische Säfte gewinnt: so nennt man die sogenannte Braache des Ackers, auch Ruhe desselben. Nach Mosis Befehl durfte aber das ruhende Land von den Israeliten nicht so behandelt werden, wie bey uns. Erstlich lag nicht alljährlich ein Drittel, sondern alle sieben Jahre das ganze Feld unbebaut. Zweytens betraf der Mosaische Befehl nicht nur die Aecker, sondern auch Weinberge, Frucht- und Oehlgärten. Drittens durfte das Feld, während des Ruhe-Jahrs, nicht umgebrochen werden wie bey uns, sondern mußte unbepflügt bleiben, damit das Wachsthum der freywillig hervorsprossenden Früchte, welche für Freygelassene, für Sklaven, für die Armen und für das Vieh zu nächst bestimmt waren, nicht gehindert wurde.

"Wie konnte aber die sogenannte Ruhe dem Felde etwas helfen, wenn es nicht umgebraacht werden durfte?" wird mancher bey sich selbst denken.

ken. — Wir müssen, l. Z., nicht vergessen, daß dieser Befehl das Morgenland betraf. Unter diesem heissen Himmelsstriche findet man größtentheils Sandfeld, welches durch das immerwährende Pflügen endlich zu locker wird und allzu schnell ausdorrt. Hier mußte es also dem Landbauer darum zu thun seyn, dem Boden mehr Festigkeit zu verschaffen, und diese Absicht wurde dadurch vollkommen erreicht, daß ein Jahrlang keine Pflugschaar angesetzt werden durfte; daß das wilde und zahme Vieh den Acker noch fester trat, und zugleich auch durch seinen Dung verbesserte.

Dieß scheinet mir wenigstens, in Ansehung des Ackerlandes, der Hauptnutzen gewesen zu seyn. Andre Vortheile, welche uns die Braache verschafft, z. B. die Ausrottung des Unkrauts, die Gemächlichkeit, mit der man den Dünger auf das Feld schaffen kann u. dergl. hatten die Israeliten vom Ruhejahr nicht, indem sie das Land am siebenten Jahre, vor Einsammlung der freywillig gewachsenen Früchte, nicht umpflügen durften. Auch den Vortheil hatten sie nicht einmal, daß sich, während der sogenannten Ruhe, die in der Erde schon befindlichen Nahrungstheile besser aufgelöset und entwickelt hätten, ohne von den Wurzeln der Gräser und Kräuter sogleich wieder aufgesaugt zu werden; denn die Aeckerbesitzer

durf-

durften, was von selbst wuchs, nicht ausrotten, wie wir.

Die Hauptabsichten des Gesetzgebers bey Anordnung des Ruhejahrs, waren also wohl mehr auf Menschen und Vieh, als auf das Feld gerichtet, und das sehen wir auch aus unserm vorgelesenen Texte. Du sollst dein Feld ruhen und liegen lassen, sagt Mose, daß die Armen unter deinem Volke davon essen, und was überbleibet soll das Vieh auf dem Felde essen. Bey diesem Befehle lag also eine wohlthätige Absicht gegen die Armen und gegen das Vieh zum Grunde; denn keinem Armen und keinem Thiere durfte der Genuß der von selbst wachsenden Früchte verwehrt werden. Mose wollte demnach durch die Verordnung auch die geizigsten Gütherbesitzer zwingen, von ihrem Ueberflusse dem Nothleidenden einen Theil zukommen zu lassen; er wollte ihnen zu verstehn geben, daß das nährende Land nicht nur für sie, sondern auch für den Armen und für das Thier, da sey. Ihr habt nicht gepflügt und nicht gesäet, wollte er ihnen sagen, und doch ließ Gott das Land nicht ganz öde, um auch seinen armen Kindern ihren Erbtheil zu geben und seinen andern Geschöpfen ein Jahr des ungestörten Genusses zu verschaffen. Mose wiederholt daher den Befehl noch einmal im 3ten Buche und dessen 25sten Kapitel: Was von

ihm selber wächst, heißt es da, sollst du nicht ärnten, und die Trauben, so ohne deine Arbeit wachsen, sollst du nicht lesen; sondern die Feyer des Landes sollt ihr darum halten, daß Du davon essest, dein Knecht, deine Magd, dein Tagelöhner, dein Hausgenosse, dein Fremdling bey dir, dein Vieh und die (wilden) Thiere in deinem Lande.

Nächst dem sollten unbarmherzige Brodherrschaften durch diesen Befehl gezwungen werden, den leibeigenen Dienstboten, wenigstens alle sieben Jahre, etwas mehr Ruhe zu gestatten als sonst; und auch der Tagelöhner sollte einmal ein Jahr lang gemächlich leben können. Wie menschenfreundlich ist daher, in Rücksicht auf diese, die Anordnung des Ruhejahrs! Wenn sie gleich nicht ganz müssig herum gehn durften: so waren doch in den Feyerjahren der Arbeiten weit weniger. Diese gedrückten Menschen konnten sich also in einem gedoppelten Betrachte wieder erholen, indem sie auf der einen Seite weniger Arbeit und auf der andern mehr Genuß hatten. Weinberge, Oehlgärten, Obstbäume, Felder, alles stund ihnen offen. Sie konnten nun mit leichterem Herzen in Wein- und Oehlgärten und auf dem Felde arbeiten, wenn sie dachten, daß doch auch ein Jahr kommt, in welchem sie mit ihrem Herrn gleiches Recht des Genusses haben würden. Sie zählten

wohl

wohl mit Vergnügen von einem Freyjahre auf das andre, und trösteten sich damit in ihrer Arbeit.

Ueberhaupt gereicht die Menschenliebe, mit der Mose der Armen, der Sklaven und der Thiere gedachte, seinem Gesetzbuche zum unsterblichen Ruhme, und das ist wohl der göttlichste Theil desselben. Leset zum Exempel das 22ste bis 25ste Kapitel des letzten Buches Mosis. Jeder Vers ist beynahe ein Beweis der edlen Gesinnungen des Gesetzgebers. Ich will nur ein Paar Beyspiele daraus anführen: "Wann du auf deinem Acker geärntet und einer Garbe vergessen hast, sagt Mose: so sollst du nicht umkehren, dieselbe zu holen, sondern sie soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwe seyn. Wenn du deine Oehlbäume hast geschüttelt, so sollst du nicht nachschütteln. Es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwen seyn. Wenn du deinen Weinberg gelesen hast; so sollst du nicht nachlesen; es soll des Fremdlings, des Waisen und der Witwen seyn." Wer erkennt hier nicht die göttlichste Milde gegen Arme und Nothleidende? und wer bemerkt nicht mit Wohlgefallen die menschenfreundliche Sorge für das Vieh, welche in mehrern Stellen der angeführten Kapitel, und namentlich in dem Befehle liegt: Du sollst dem Ochsen der da drischt das Maul nicht verbinden? — Da die Alten durch Ochsen das Ge-

Getreide im freyen Felde auf den Dreschtennen austreten und durch Walzen ausrollen ließen: so wollte Mose, daß diesen armen Thieren ihre Arbeit nicht sollte verbittert werden. Sie sollten nicht mitten im Ueberflusse Mangel leiden. Wie nun diese Gebote ein ehrwürdiges Denkmal der menschlichsten Gesetze unter einem sonst rohen Volke, sind und bleiben werden, so ist es unter anderm auch das Gebot der Ruhe des Feldes, wie ich eben gezeigt habe.

Warum wurde aber dazu gerade das siebente Jahr gewählt? — Mose hatte, wie bekannt, den siebenten Tag zur Feyer des Sabbaths bestimmt, wahrscheinlich weil er glaubte, daß man strenge Arbeiten nicht leicht ununterbrochen länger aushalten könne. Dieses Gebot recht nachdrücklich einzuschärfen, erzählt er, daß die Erde in sieben Tagen sey geschaffen oder umgeschaffen worden, und daß Gott am siebenten Tage selbst geruht habe; Und auf die Heiligung dieses Tages bezieht sich unter andern auch der Befehl, daß alle sieben Jahre ein Ruhe- und Feyerjahr gehalten werden sollte, weil er es nöthig fand, ein so verwildertes Volk, wie das war, welches er beherrschte, auf alle mögliche Weise zur Sabbathsruhe zu ermuntern. Es ist daher alles was er in Ansehung der nöthigen Ruhe verordnet, auf die Zahl sieben be-

rech-

rechnet. Der siebente Tag war ein Feyertag; das siebente Jahr ein Feyerjahr; und nach siebenmal sieben Jahren fiel das große Erlaß- oder Halljahr ein, wo alle verkaufte oder verpfändete Aecker wieder an ihren ersten Herrn zurück fielen, Sklaven frey wurden, und gar nichts geärntet und für das Jahr aufgespart werden durfte. Ich würde jedoch zu weitläuftig seyn, wenn ich auch die wichtigsten Gründe dieses Befehls angeben wollte. Laßt mich lieber

II.

Die Frage untersuchen: ob wohl der Befehl Mosis, alle sieben Jahre das Feld ruhen zu lassen, nicht auch für **uns** etwas nachahmungswürdiges hat? — Ich frage nicht, ob es wohl rathsam sey, den Feldbau eben so zu treiben wie Mose befohlen hat. Unstrittig paßt die morgenländische Weise nicht in unsre Gegend, und seit Mosis Zeiten haben die Menschen in der Landwirthschaft ganz neue und beßre Einsichten erlangt. Ich frage nur, ob nicht etwas nachahmungswürdiges in seiner Verordnung liegt. Vielleicht wäre das Nachahmungswürdige in dem Gebrauche zu suchen, nicht alle 3, sondern nur alle 7 Jahre das Feld ruhen zu lassen. Denkende Landwirthe sind wenigstens schon lange der Meynung, daß das

Feld,

Feld, bey der Dreyflührigen Abtheilung, viel zu oft in die Ruhe komme. Manche wollten wohl gar den engländischen Feldbau bey uns einführen und gar keine Braache mehr dulden. Alle waren indeß darin einstimmig, daß ein guter und wohlbedüngter Boden, 4, 5, wohl auch sechsmal hintereinander Früchte und Futterkräuter wechselsweise tragen könne und dann erst des Ausbraachens bedürfe. — Nie hat man wohl so viel über den Feldbau geschrieben und nie so viele Versuche gemacht, als jetzt; aber alle Versuche sind doch noch nicht hinreichend, über diesen Gegenstand allgemein zu entscheiden. Der eine beweißt uns aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung, daß das Land, bey gewissen Einrichtungen, alle Jahre Frucht bringen könne, und der andre beweiset uns aus eben diesen Gründen, daß das Feld zuweilen ausgebraacht werden müsse, wenn es nicht ganz erschöpft und übergras't werden soll. Wer mag aber hier entscheiden, da so viel auf die Art des Bodens, auf den Himmelsstrich und auf die Bauart ankommt? So viel scheint indeß ausgemacht zu seyn, daß ein gutes Land mehr als zwey Jahre nach einander Nutzen bringen könne. Seit verschiedenen Jahren hat man daher in unsrer Gegend, und unter andern auch in unserm Dorfe, angefangen, das Braachfeld zum Theil für den

Kleebau zu benützen, und der Vortheil dieses landwirthschaftlichen Verfahrens ist sichtbar und anerkannt genug. Auf diese Weise wird also das Feld schon 5 Jahre nach einander benützt. — Wenn auch hier und da ein Landmann darüber klagt, daß im Kleefelde das Korn nicht so gut als in der Braache gedeihe: so beweisen dagegen andre durch die Erfahrung, daß kein Schaden dabey zu fürchten sey, wenn man nur recht zu Werke geht, die Behandlungsart des Bodens recht kennen lernt und ausmacht, in welcher Ordnung die Früchte und Futterkräuter hintereinander folgen müssen. Vielleicht könnte also wohl auch in unsrer gesegneten Gegend das Feld eben so wohl als im gelobten Lande sechs Jahre benützt werden, ohne dazwischen zu ruhen, so daß also nur immer der siebente Theil des guten Landes in die Braache käme, und das wäre fürwahr kein geringer Vortheil!

Wie indeß jede Neuerung ihre eigenen Widersprüche findet: so hat man auch gegen diese sehr viel einzuwenden. Erlaubet mir, liebe Zuhörer, einige der vorzüglichsten Einwendungen hier öffentlich zu nennen.

1. Wer wollte, sagen einige, mit dem vielen Lande fertig werden, wenn man nicht nur, wie allgemein geschieht, zwey Drittheile, sondern alles, bis auf ein Fünftel oder Sechstel, besäen wollte;

wollte; Da reichte ja das Gesinde und Vieh nicht aus! — Der Einwurf scheint mir, nach meiner geringen Einsicht, nicht erheblich genug. Hat man des Feldes zu viel: so verkaufe man einen Theil davon, oder gebe es Kindern zur Aussteuer; oder man halte mehr Gesinde und Vieh, da man mehr Einnahme hat.

2. Aber das Feld wird dadurch erschöpft und kommt allmählig herab, wendet man ein. Das ist nun wohl der Fall auch nicht, wenn man mit Dünger gut nachhilft und durch Kleebau das Feld unterstützt. Der umgebrochne Klee hat bekanntlich eine düngende Kraft, die in unsrer Gegend sich besonders im zweyten Jahre ausserordentlich zeigt, und der vermehrte Viehstand läßt an Dünger ohnedieß keinen Mangel. Dazu kommt, daß nicht eine Frucht eben so tief oder so flach wurzelt als die andre, daß die eine diese, die andre jene Nahrungstheile an sich zieht, und folglich für die eine Saamart Nahrung genug übrig seyn kann, wenn gleich die zuvor auf dem Acker gestandene zum zweytenmal nicht mehr gut gedeihen würde. —

3. Aber, woher dann Raum für das Huthvieh, wenn nur ein Sechstel, folglich nur halb so viel von der Fluhr als bisher, öde liegen bleibt? könnte man fragen. Auch diese Einwendung scheint mir unerheblich. Die Schaafe sind wahrlich zu

theuer

theuer bezahlt, die man auf Kosten des Getreid- und Kleebaues unterhält. Ist also die Heerde zu groß: so verringere man sie. Das ist aber an den meisten Orten nicht einmal nöthig, da für diese Art von Hausthieren genug öder Rangen übrig sind, um den Abgang an Braachfeld zu ersetzen. Man führe eine genaue und wohl überlegte Huthordnung ein, und es wird auch die Hälfte der Braache wohl auslangen. Zu dem können bey vermehrtem Kleebaue mehr Stücke Vieh blos im Stalle genährt werden, wodurch man an der Trift etwas beträchtliches erspart, und nicht nur an Dünger, sondern auch am Viehe selbst gewinnt, welches weniger Krankheiten bey der Stallfütterung unterworfen ist, und schöner und stärker wird.

4. Ganz gut! könnte man sagen; wenn nur immer die Gemeine über das Triftwesen Herr wäre! Da hat aber die eigene, oder eine fremde Herrschaft, das Huthrecht, und erlaubt dem Bauer nicht, sein Feld nach Gefallen zu benützen. — Wo dieser leidige Fall eintrift, ist freylich jeder gute Rath umsonst; aber haben wohl auch solche Gemeinden, die diese Ausrede vorschützen, wirklich bey der Triftherrschaft um die Erlaubniß angehalten, und etwa, wenn sie hart war, eine kleine Entschädigung angeboten? — Ein Landsherr, der in den Fluhren seiner eigenen Unter-

thanen das Huthrecht hat, wird ohnedieß — wofern es ihm nicht ganz an Einsicht und gutem Willen fehlt — keine Eingelenke machen, da ihm durch den Zehenden *) und durch das Reicherwerden seiner Unterthanen, der Verlust an Trift zehnfach ersetzt wird, und fremde Triftherren würden ohne Zweifel ebenfalls durch bescheidene Vorstellungen um so eher zu lenken seyn, da man, von Seiten der Reichsgerichte, in unsern Tagen den Ackerbau weit mehr begünstigt, als sonst.

5. Was man endlich noch zur Vertheidigung des alten Herkommens anführt, daß nämlich durch längern Aufschub der Braache das Unkraut zu sehr über Hand nehmen würde, ist von gar keinem Belang. Man säe keinen andern, als sehr reinen Saamen; man reinige die Aecker fleißig vom Unkraute; pflüge und egge sorgfältig und baue das

*) Ein auffallendes Beyspiel von Resignation aus Landesväterlicher Liebe las ich unlängst im Reichsanzeiger 1794. 1. Band. S. 4. „München vom 27. Sept. 1793. Auf die Wahrnehmung, daß dem klaren Sinne der ältern und neuern Landesgesetze zuwider, einige Zehendherren und vorzüglich Pfarrer, sich beygehen lassen, von dem, unter Schutz und Aufmunterung der Culturmandate auf die Braachfelder angebautem Klee den Zehenden zu fordern, ist dieses Gesetzwidrige, dem Ackerbau und der Viehzucht schädliche Ausdehnung des Zehendrechts abgestellt, und demnach der Klee und alle Futterkräuter, welche auf Braachfeldern gebaut werden, gänzlich zehendfrey erklärt worden."

das Land im Braachjahr desto besser aus, und der Einwurf wird von selbst wegfallen.

Aber, könnte man sagen, warum bringt man solche weltliche Dinge auf die Kanzel? — Der Bauersmann, der bey seinem Pfluge ein geistliches Lied singt, begeht, nach meiner Meynung, gar keinen Fehler, sondern übt sogar eine Tugend aus, wenn er darüber seinen Feldbau nicht vernachläßigt, und ein Prediger thut, nach meiner Meynung, ein gutes Werk, wenn er zuweilen seine Zuhörer auch auf ihren irdischen Vortheil aufmerksam macht, wofern nur nicht darüber der Unterricht in den Religionswahrheiten, um dessen willen er eigentlich aufgestellt ist, versäumt wird. Ueberdieß ist es sogar Christenpflicht, für das irdische Wohl und zeitliche Fortkommen seiner selbst und der Seinigen zu sorgen. Nicht uns, sondern dem lieben Vater im Himmel gehört die Erde sammt allem was darauf wächst und lebt. Als Kinder eines so unendlich weisen Vaters müssen wir also darauf bedacht seyn, die väterlichen Güther so klug und haushälterisch als möglich zu versehen und von ihnen so viel zu gewinnen, als, ohne Nachtheil eines andern, davon zu gewinnen ist; müssen so viel darauf bauen als gebaut werden kann, damit nicht, durch unser Verschulden, durch unsre Nachläßigkeit oder Halsstarrigkeit,

 bey

bey dem ersten Mißjahre schon Mangel und Theurung einreißt. Ueberdieß war es meine Absicht gar nicht, in einer Predigt eigentlichen Unterricht in der Landwirthschaft zu ertheilen. Ich verstehe das selbst nicht genug. Ich wollte nur kurz sagen, was ich gelesen und gesehen habe, um die Sache recht zur Sprache und vor aller Ohren zu bringen. Viele, dachte ich nämlich, werden, wenn sie nach Hause kommen, davon reden, werden ihre Meynung dafür und dawider sagen; ein Nachbar wird mit dem andern in Gesellschaften davon sprechen; sie werden ihre Meynungen und Erfahrungen gegen einander, so zu sagen, auswechseln; sie werden begierig werden, darüber zu lesen und Versuche zu machen, und so glaubte ich ein Scherflein auch zu eurer irdischen Wohlfahrt beyzutragen. Sollte mir wohl irgend jemand mein Gutmeynen verargen, gesetzt auch, daß ich, in Ansehung des Ortes, gefehlt hätte?

Nun aber zum Schlusse noch einige geistliche Anwendungen des bisher gesagten!

1. Bey den Israeliten hat der weise Gesetzgeber die Ruhe des Feldes unter andern der Armen willen verordnet, welche die von selbst gewachsenen Früchte zum Theil einsammeln durften. Wir, als Christen, wollen nicht so gezwungen, sondern freudig und freywillig den Armen, von dem

was

was wir entbehren können, mittheilen. Wollen daher, wie Paulus die Ephesier ermahnt, (Kap. 4, 28.) fleißig arbeiten und schaffen mit unsern Händen etwas Gutes, auf daß wir haben zu geben den Dürftigen. Und zuverläßig würden wir mehr zu dieser guten Absicht haben, wenn die Landleute nicht gewöhnlich allen verbesserten Einrichtungen feind wären, deren Nutzen sie nicht einsehen mögen; denn nicht nur das heißt den Dürftigen geben, wenn wir Bettlern Almosen reichen; auch das ist Wohlthätigkeit, und gewissermaßen noch größre Wohlthätigkeit, wenn wir Armuth und Mangel zu verhindern suchen; Gelegenheit schaffen, daß die Armen mehr verdienen und Aeckerbesitzern zeigen, wie sie ihre Güther einträglicher machen können. Wer also gute landwirthschaftliche Anstalten macht, oder befördern hilft, der erzeigt nicht nur den Armen und Reichen in seinem väterlichen Dorfe, sondern auch der ganzen umliegenden Gegend, die sich ein Beyspiel daran nimmt, eine größere, dankeswerthere Wohlthat, als wenn er ein Paar Hungrige speiset und einen Nackten bekleidet.

2. Die Ruhe des Feldes war unter andern auch des leibeigenen Gesindes wegen verordnet, damit dasselbe nicht immer gleichsam am Joche ziehen, sondern auch zu gewissen Zeiten der Ruhe,

der Freuden des Lebens geniessen, und von den Erzeugnissen des Landes sich erquicken sollte. Als Christen wollen wir uns nicht mehr durch Zwang zu Erfüllung dieser Pflicht dringen lassen. Nein! freywillig wollen wir auch unsern Dienstboten, die ohnehin meistens im Alter über den vielen Arbeiten steif und unfähig werden, so oft es Zeit und Umstände erlauben, einige Erholungsstunden und den Mitgenuß der erworbenen Früchte vergönnen, und dadurch zeigen, daß wir, als Christen, keines Zwanges bedürfen, wenn es auf die Ausübung menschenfreundlicher Handlungen ankommt.

3. Das Feld läßt man in der Absicht ruhen und braach liegen, damit es im folgenden Jahre desto reichlicher Früchte bringen soll. Daraus wollen wir lernen, niemals aus bloser Trägheit, sondern nur deßwillen zu ruhen, daß wir, nach gestärkten Kräften, desto eifriger und unverdroßner an unsre Geschäfte gehen können.

4. Kein Bauersmann ist so unverständig, seine Güther zehn Jahre so wüst und öde, wie zur Braachzeit, liegen zu lassen. Zwey Jahre müssen sie wenigstens Früchte bringen, bis sie wieder Ein Jahr, ohne Nutzen, liegen dürfen. Aber bey vielen Menschen liegen Verstand und Wille und jede Kraft zum Guten, fast die ganze Lebenszeit braach und unfruchtbar. Wie werden sie das

vor dem Richter aller Menschen verantworten, der von uns Früchte verlangt? — Die Früchte des Feldes dienen zu unsrer leiblichen Erhaltung und müssen also fleißig ausgesäet und gepflanzt werden; aber in die Ewigkeit folgen sie uns doch nicht nach. Nur gute Handlungen, die wir aussäen, werden im Himmel noch Früchte der Belohnung tragen und uns reich an Güthern der Seligkeit machen. Wie wird es aber nach unserm Tode mit uns aussehen? Wird da unser Leben den früchtevollen Aeckern, oder nicht vielmehr jenem braachliegenden Drittheile des Landes gleichen, auf welchem nur Unkraut wächst? Und doch sind wir alle fähig, unser ganzes Leben hindurch Früchte der Tugend zu bringen. Der eine mehrere und wichtigere, der andre geringere zwar, aber doch auch nothwendige. Jeder also nach seinem Vermögen — und mehr fordert Gott nicht! Nur von dem, welchem viel gegeben ist, wird auch viel gefordert werden.

5. Von den Aeckern kann man keine Rechenschaft verlangen; denn sie sind an ihrer Verwahrlosung und schlechten Benutzung unschuldig. Aber wehe uns Christen, wenn wir bey aller Pflege, bey allen Lehren und Ermahnungen, die man, gleich einem guten Saamen in unsre Herzen streut, dennoch keine Tugendfrüchte bringen mögen. Ach!

daß unsre Lehren noch immer eben das verschiedne Land finden, wie der Saame, dessen unser heutiges Sonntags-Evangelium gedenkt! Einiges fällt an den Weg; einiges unter Disteln und Dornen; einiges auf einen felsigten Boden; Gottlob aber! andres fällt auch auf ein gutes Land. Daß doch meine heutige Predigt auch ein solches möchte gefunden haben. Ein gutes Wort, findet auch ein gutes Ort, sagt man im Sprichworte. Gut habe ich es gewiß gemeynt; denn ich möchte euch alle gern so glücklich hier und dort wissen, als ein Mensch werden kann. Aber wie ist mein Gutmeynen aufgenommen worden? — In Ansehung des Zeitlichen kann ich leider nur rathen und ach! so selten helfen! O, daß ich in Ansehung des Ewigen mehr thun könnte, als lehren, warnen, ermahnen und bitten. Aber auch hier kann ich nichts weiter, als säen und pflanzen; und der Herr gibt das Gedeihen. Amen!

Zweyte Predigt.

Von der Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft.

Ueber Pred. Salom. 11, 4.

gehalten

am Thomastage.

Der Apostel, dessen Andenken wir heute feyern, m. l. Z., wird uns in dem vorgelesenen Evangelium *) als ein schwergläubiger Mann aufgestellt. Umsonst hatten ihn alle seine Mitbrüder versichert: "wir haben den Herrn gesehn!" — Er wollte selbst sehen, selbst fühlen, ob es ihm gleich nichts neues war, durch seinen Meister und an ihm, Begebenheiten zu erleben, die mit dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht übereinstimmten. Wie dieser nun vielleicht zu schwer zu überzeugen war: so sind andere zu leichtgläubig. Die unwahrscheinlichsten Dinge nehmen sie auf Treue und Glauben an, so oft es einem Spötter, oder einem selbst Betrogenen einfällt, ihnen dergleichen aufzubürden, und so wird diese Leichtgläubigkeit unter andern auch eine Mutter und Ernährerinn des Aberglaubens.

Aberglaubig nennt man die Leute, welche gewissen Beobachtungen oder Unterlassungen, Mitteln oder Ursachen, solche Wirkungen zuschreiben,

*) Das Feyertags=Evangel. war nämlich schon auf dem Altare verlesen.

ben, die sie ihrer Natur nach weder haben können, noch jemals gehabt haben, so weit die Erfahrung gescheider Menschen reicht. Brod und Salz waren z. E., von jeher ganz natürliche Mittel, den Hunger zu stillen; aber daß Salz und Brod in der Tasche, gegen das Beschreyen helfen sollen, ist eben so unnatürlich, unerklärbar und unbewiesen, als das Beschreyen selbst. Durch eine boshafte Rede kann man Leute nicht nur kränken, sondern auch, wenn sie sehr empfindlich sind, sogar krank machen. Viele hundert Menschen sind schon über einer giftigen und boshaften Rede in tödtliche Krankheiten verfallen; das lehrt die Erfahrung und läßt sich auch erklären; aber, sagt mir doch, wie können etliche Worte, die ein altes Mütterchen bey sich selbst murmelt, ein kleines Kind, das keine Sylbe davon versteht, das sich also auch nicht darüber ärgern kann, krumm und lahm oder sonst krank machen? Das ist ja ganz und gar dem Laufe der Natur entgegen. — "Aber die Erfahrung beweis't es!" würde ein Abergläubiger antworten; er würde uns Exempel erzählen, und mit dem Sprichworte schließen: was die Augen sehen, das glaubt das Herz. Wirklich glaubt auch der Abergläubige steif und fest an seine Erfahrungen; aber eben diese gelten nicht als Beweis, weil er in Ansehung der Wirkungen und Ursachen

irrt.

irrt. Wahr ist es z. B., daß ein altes Mütterchen sein Kind in der Wiege gesehn und nicht gesagt hat "Gott behüt' es!"; wahr ist's, daß das arme Kind bald darauf krank geworden ist, abgesetzte Glieder, oder sonst eine Krankheit bekommen hat; aber ist denn damit bewiesen, daß die obenerwähnte Person daran Schuld war? — Was würden wohl die abergläubigen Aeltern sagen, wenn ihr Kind Mittags zwölf Uhr das Gefraisch bekäme, und jemand sie versichern wollte, daran sey nichts anders als das Tischgebet Schuld, weil das Kind gleich nach dem Tischgebete krank geworden ist? — Würden sie nicht antworten: "ja wohl geschah das gleich nach Tische; aber daraus folgt nicht, daß eben das Gebet daran Schuld war! zufälliger Weise brach nur die Krankheit gerade um diese Zeit aus."

Seht also, liebe Zuhörer, so leicht kann man in Ansehung der Wirkungen und Ursachen irren. Ich habe mir es daher zum Gesetz gemacht, besonders in Kinderlehren, die Jugend durch Beyspiele zu lehren, wie leicht man in diesem Falle sich betrügen könne und wie vorsichtig man im Urtheile seyn müsse. *) In der heutigen Predigt werde ich aber meine Hauptabsicht dahin richten

Die

*) Im Anhange dieses Bandes wird unter andern auch eine Catechisation über diesen Gegenstand vorkommen.

Die Schädlichkeit des Aberglaubens, besonders in der Landwirthschaft zu zeigen.

Der Text, den ich bey der versprochenen Betrachtung zum Grunde legen werde, steht

Pred. Sal. 11, 4:

Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken sieht, der ärntet nicht.

In dem Kapitel, aus welchem unser Text genommen ist, m. l. Z., redet Salomo von der Unsicherheit aller menschlichen Unternehmungen und von der Unmöglichkeit, den endlichen Ausgang zuverläßig voraus zu sehen. Er gibt daher den Rath, sich auf allerley Fälle gefaßt zu halten und den Ausschlag der göttlichen Fürsehung zu überlassen. Er tadelt die Neugierde derer, die von der Zukunft den Vorhang ziehen und voraus wissen wollen, wie jedes Unternehmen sich enden werde. Nahmentlich gedenkt er einer in jenen Zeiten sehr gewöhnlichen Wahrsagerey aus der Gestalt der Wolken und aus dem Winde. Die Figuren, welche der Aberglaube an den Wolken sah; die Farbe derselben; die Himmelsgegend, aus welcher der

Wind kam ꝛc. sollten unter andern auch Vorbedeutungen seyn, ob Saat und Aernte würden glücklich von Statten gehn. Wer mit solcher Aengstlichkeit nach Wolkengestalten und Windsstrichen sich richtet, wird dabey gewiß mehr verlieren als gewinnen und nicht selten die beßte Zeit zur Saat und zur Aernte versäumen, sagt Salomo. Er redet also in dem vorgelesenen Verse von der Schädlichkeit des Aberglaubens in der Landwirthschaft *) und gibt mir daher die schönste Veranlassung, über diesen lehrreichen Gegenstand mit Euch weiter nachzudenken.

Laßt mich zuerst eines Schadens erwähnen, den unser Text ausdrücklich anführt: Wer auf den Wind achtet, der säet nicht, und wer auf die Wolken sieht, der ärntet nicht; oder mit andern Worten:

I. Der Abergläubige versäumt gar oft über seinem Aberglauben die beßte Zeit zur Ausrichtung gewisser Geschäfte oder zur Ergreifung eines Vortheils. Hätten die Leute zu Salomo's Zeiten nur in so ferne auf Wind und Wolken geachtet, daß sie bey sehr stürmischer Witterung nicht gesäet und beym Anzuge eines beträchtlichen Regens

*) Da die verschiedenen Auslegungen dieses Verses und seines Zusammenhangs alle schwankend sind: so glaubte ich mich berechtigt, diejenige zu wählen, die am beßten zu meiner Absicht paßt.

gens nicht geschnitten oder gemähet hätten: so würden sie mehr Lob als Tadel verdient haben; aber, wie gesagt, ihr Aberglaube bestand eigentlich darin, daß sie behaupteten: wenn der Wind aus dieser oder jener Himmelsgegend kommt: so darf man nicht säen, und wenn die Wolken diese oder jene Gestalt oder Farbe haben: so darf man nicht ärnten. Meines Wissens ist diese Art des Aberglaubens unter uns nicht mehr gewöhnlich; aber ist es wohl weniger lächerlich, wenn man den Calender um Rath fragt, als wenn man auf Windsstriche und Wolkengestalten achtet??

Wie allgemein ist nicht, zum Beyspiele, der Glaube an gute und verworfene Tage? Unsre meisten Calender wimmeln ja von solchen Thorheiten. Aus ihnen sieht man, ob gut aderlassen, gut säen, gut pflanzen, gut Holz fällen ist; und manche Leute würden einen Calender zuverläßig nicht kaufen, wenn er nicht ihrer Tagewählerey so gut zu Statten käme. Sehr oft habe ich es beklagt, daß man von Obrigkeits willen so wenig darauf sieht, das Calenderwesen in bessern Stand zu setzen. Man gibt zwar gewissen Buchdruckern Privilegien auf ihre Calender, schlägt einen Stampf darauf, und verbietet strenge, einen andern als diesen privilegirten und gestämpelten Calender ins Land zu bringen; aber an die Verbesserung dessel-

ben,

ben, an die Austilgung des darin enthaltenen Aberglaubens, scheinet man an den wenigsten Orten zu denken. Zu unsrer Schande findet man in dem katholischen Deutschlande nicht den zehnten Theil von Thorheiten in den Calendern, als unter uns Protestanten. Als im Jahre 1779 der weise König Friedrich von Preußen die Calender in seinen Landen verbessern ließ, wurde das gemeine Volk so erbittert darüber, daß man für gut fand, im darauf folgenden Jahre den Almanach mit allen vormahligen Possen und Wahrsagereyen wieder abdrucken zu lassen. Da hieß es denn recht: die Welt will ja betrogen seyn: so werd' sie denn betrogen!

Ich habe schon mehr als einmal in Kinderlehren von der Tagewählerey und vom Calender-Aberglauben geredet. Auf das schon gesagte berufe ich mich also dießmal, und erspare mir dadurch die Mühe, den Ungrund des Tagewählens und der Calender-Prophezeihungen aufs neue zu beweisen. Nur auf die Erfahrung will ich mich hier berufen. Fast alle Calender haben, zum Beyspiele, Wetterweissagungen. Gebt einmal genau darauf acht! Immer dreymal werden diese Weissagungen falsch seyn, bis sie ein einzigesmal zutreffen; und treffen sie zu: so ist's ein bloßes Ungefähr. Probirt es nur und prophezeiht selbst,

wie es euch einfällt: — Unter 365 Wetter-Weissagungen werden immer hundert eintreffen. Ihr könnt es also eben so gut als der Buchdrucker, der aus irgend einem alten Calender, oder aus seinem Kopfe, das Wetter hineinsetzt. Eben so wenig als die Wetterprophezeihungen sind die Glücks- und Unglücksweissagungen aus himmlischen Zeichen, Mondsbrüchen und dergleichen werth. — Seht auf die klügern Nachbarn des Dorfs: Sie fragen nichts nach himmlischen Zeichen, nach Mondsbrüchen, Quatembern, Wochen- und Namenstagen. Ihre Wirthschaft geht gleichwohl eben so gut und noch besser von Statten, als das Hauswesen ihrer Calendergläubigen Mitbürger.

Doch — meine Absicht ist nicht so wohl, den Ungrund, als vielmehr die Schädlichkeit dieser Tagewählerey zu zeigen.

Ein gemeiner Aberglaube der Landleute ist es z. E., daß man Hauptgeschäfte, die Aernte, die Heumahdt, die Weinlese rc. nicht am Mondtage, sondern am Freytage anfangen müsse. Viel natürlicher wäre es, nach der gesunden Vernunft, man gäbe dem Mondtage den Vorzug, weil man dann 6 Tage fortarbeiten könnte, und nicht durch den Sonntag schon am dritten Tage unterbrochen würde. — Hört aber einmal, welcher Schaden

für

für ein ganzes Dorf und Land aus dieser Tagewählerey entstehn kann. Das Korn ist reif; Man könnte, bey der günstigsten Witterung, am Mondtage schon, die Sichel anlegen; Aber der Mondtag ist verrufen: Man erwartet den Freytag; Noch wird der Anfang der Aernte bey heiterm Himmel gemacht; aber ehe ein Halm in die Scheune kommt, zieht Regen auf; die nachtheilige Witterung hält 6 — 8 und mehr Tage nach einander an — und man hat nun das ganze Jahr über schlechtes Brod. Es fallen vielleicht gar Schlossen und dreschen das Getreid auf dem Felde aus, das man, ohne diese Tagewählerey, zum Theil schon in Sicherheit haben würde. — Gerade so schädlich ist auch die Tagewählerey bey der Aussaat. Man säet zum Beyspiele am Donnerstage keine Hülsenfrüchte. Dieser Tag ist aber vielleicht der günstigste zu diesem Geschäfte. Gleich darauf fällt starker Regen ein; Nun kann man nicht pflügen. Man wartet bis das Land nothdürftig abgetrocknet ist; säet dann und glaubt seine Sache klug gemacht zu haben; aber, es kommt Dürrung; Die Saat will nicht hervor; wird von Vögeln halb aufgelesen, und was hervorkeimt, bekommt keinen Wachsthum; Indeß stehen die Felder der klügern Nachbarn, welche ihr Land gerade an dem verrufenen Donnerstage bestellt haben, im schön-

sten Seegen. — Das beßte und stärkste Kalb ist an diesem unglücklichen Tage gefallen. Es wird nicht zurückgebunden, und ein weit schlechteres, welches an einem glücklichern Tage zur Welt gekommen ist, wird gewählt; Aber dieses gibt vielleicht in der Folge nur den halben Nutzen. — Wie gewissenhaft beobachten manche Landwirthe das Zu- und Abnehmen des Mondes bey ihrer Wirthschaft! Pflanzen, die über der Erde wachsen, müssen im abnehmenden Monde gesäet werde, und denen, die unter der Erde wachsen, ist der zunehmende Mond günstiger. Man wartet auf himmlische Zeichen; auf besondre Namenstage, auf ein Kleeblatt im Calender und bringt sich dadurch empfindlichen Schaden. Doch ihr lieben Leute, wißt besser als ich, wie viel oft etliche Tage, auf oder ab, bey euern Verrichtungen schaden und nützen. Die Witterung im zunehmenden Monde ist vielleicht günstig. Man erwartet aber den abnehmenden Mond und mit ihm — ein schädliches Wetter. Eben so verhält es sich mit himmlischen Zeichen, Namenstagen und dergl. — Man hat eine Aderlässe nöthig. Die Witterung ist heiter; man hat auch Zeit, sich ein Paar Tage zu schonen; aber es steht kein Kreuz im Calender; es ist eben ein Mondsbruch. So sehr man auch das Bedürfniß fühlt, die Aderläße un-

vorzüglich vorzunehmen, so wenig darf dieß eben jetzt geschehn — und ehe das Kreuz im Calender, oder das rechte Mondsalter am Himmel erscheint, ist eine Krankheit ausgebrochen, die man vielleicht durch eine Aderläße mitten im Mondsbruche verhütet hätte. — Sieht man doch, wenn in Krankheiten eine Aderöffnung nöthig ist, nicht nach Mondsbrüchen und Calenderzeichen; warum muß das in gesunden Tagen geschehn? Kann eine Aderläße, mitten im Mondsbruche und am sogenannten unglücklichen oder verworfenen Tage, eine Krankheit heben; warum sollte sie nicht zu eben der Zeit einer Krankheit vorbauen können?

Noch einer Tagewählerey muß ich zum Schluße dieser ersten Abtheilung gedenken; einer Tagewählerey, welche gewöhnlich für Gottesfurcht gehalten oder ausgegeben wird, im Grunde aber nichts mehr und nichts weniger als — Aberglaube ist. Ich meyne den Irrthum vieler Menschen, welche dem Vater aller Menschen einen Gefallen zu thun glauben, wenn sie lieber das gute Getreid auf dem Felde verderben lassen, als es an einem Sonn- oder Feyertage lüften und heimschaffen. — Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbaths willen; wirklich aber müßte die Sache sich umgewandt verhalten, wenn man, aus jüdischer Religionsstrenge,

lieber das Getreide wollte verderben lassen, als am Sonntage heimschaffen. Wenn am höchsten Festtage eine elende Brechhütte in Brand geriethe; würde da nicht alles Volk aus der Kirche laufen um sie zu löschen, ob gleich weiter keine Gefahr, als der Verlust der Hütte, zu fürchten wäre? Und das Getreid einer ganzen Fluhr sollte nicht mehr werth seyn? — Wenn ein Ochse oder Esel in den Brunnen fällt — wer ist, der ihn nicht heraus zöge am Sabbattage? sagt unser Heiland. Wahrer Aberglaube ist's demnach, wenn man, im Nothfalle, des Sonn- oder Feyertags willen, nicht arbeiten will. Von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit muß jedoch untersucht werden, ob wirklich ein Nothfall vorhanden ist, weil sonst mancher Geizhals ohne Grund einen Nothfall vorschützen, und weder sich noch den Seinigen die nöthige Ruhe am Sabbath vergönnen würde. Davon habe ich indeß schon bey andern Gelegenheiten umständlicher gesprochen. Nur so viel wollte ich hier zeigen, daß auch diese abergläubige Tagewählerey einen schädlichen Einfluß auf die Landwirthschaft hat. Vielleicht fallen Manchem unter meinen Zuhörern mehr Beyspiele ein, als ich hier angeführt habe, und auch mir würde es ein leichtes seyn deren mehrere zu geben, wenn ich es nöthig fände.

Woher kommt aber dieser Aberglaube? —

Daher,

Daher, daß man gewissen Beobachtungen oder Vernachläßigungen Wirkungen zuschreibt, die ihnen nicht zukommen. Die Beobachtung eines gewissen Tags, oder einer gewissen Zeit, soll Glück, und die Vernachläßigung Unglück bringen. — Salomo sagt freylich: Ein Jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Auch das Pflanzen und Ausrotten nennt er bey dieser Gelegenheit; aber das leugnet ja niemand. Kein vernünftiger wird euch anrathen, das Korn (den Roggen) schon im Junius, oder erst im März zu säen; niemand wird von euch fordern, das Heu schon im May, oder das Wintergetreide erst im September oder October zu schneiden. Alles hat seine Zeit; aber nicht nach Voll- oder Neumonden, nicht nach himmlischen Zeichen und Calender-Weissagungen, sondern nach besondern Umständen, nach Jahrszeit und Witterung. Wer also nach Calenderzeichen sich richtet, wird die rechte Zeit versäumen, indem er sie wählen will. Indeß gibt es der Landleute genug, die uns aus der Erfahrung beweisen wollen, daß die Tagewählerey doch nicht so ganz grundlos sey. Was die Witterung oder sonst ein Umstand, der gerade auf diesen Tag zufälliger Weise einfiel, verursacht haben, das muß der Tag selbst, das Mondsalter

oder etwas ähnliches gethan haben. — Doch genug davon! Das bisher gesagte wird hoffentlich hinreichend seyn, den Ungrund und die Schädlichkeit der Tagewählerey, eines so herrschenden Aberglaubens, den wir von unsern heidnischen Voraltern ererbt haben, zu zeigen.

II. Laßt mich auf den zweyten Theil kommen, in welchem ich durch Beyspiele lehren werde, daß der Aberglaube uns oft auch hindert, im übrigen die rechte Mittel zu dem erwünschten Endzwecke zu ergreifen. Endzweck nennt man das, was man zu bewerkstelligen oder zu erlangen wünscht. Mittel nennt man das, was man thut oder anwendet, um den Endzweck zu erlangen. Wenn ich nun werde bewiesen haben, daß der Aberglaube zur Wahl falscher Mittel verleitet: so wird wohl niemand mehr an der Schädlichkeit desselben zweifeln; denn der gute Ausschlag unsrer Unternehmungen hängt ja meistentheils von der rechten Wahl der Mittel ab. Wie ein Arzt unter Gottes Hülfe nur dann eine Krankheit heilt, wenn er die rechten Mittel gegen sie gebraucht: so beruht bey all unsern Unternehmungen der gute Erfolg auf den angewandten Mitteln und auf dem göttlichen Seegen. Schon der erste Theil meiner Predigt, in welchem ich die Schädlichkeit der Tagewählerey gezeigt habe, ist ein Beyspiel

davon.

davon. Das Auswählen der Tage nach Mondsbrüchen und Calenderzeichen, ist kein rechtes Mittel, den guten Fortgang der Landwirthschaft zu fördern, wohl aber zu hindern; und eben so verhält es sich mit hundert andern Mitteln, wie folgende Beyspiele zeigen. Wer z. E. glaubt, das sogenannte Stallbehüten, Aufhängen gewisser Wurzeln und Zettel, das Hinmalen dreyer Kreuze an die Thüre, das Vergraben gewisser Dinge unter die Schwelle, oder die leidige Segensprecherey, sey ein Mittel, das Vieh stark und gesund zu erhalten, der wird gewöhnlich in Anwendung anderer vernünftiger Mittel sorgloser seyn, als sein gescheiderer Nachbar, der sich auf ordentliche Vorgabe, Abwechslung und gehörige Vermischung des Futters, auf Reinhaltung des Viehes und der Futtertröge, auf Zugröhren, welche die ungesunden Ausdünstungen ableiten, auf hinreichende Bewegung des Viehes in freyer Luft und dergleichen natürliche Mittel, und nicht auf einen betrüglichen Stallbehüter verläßt. Reißt aber wirklich eine Krankheit ein, dann zeigt sich erst die Schädlichkeit des Aberglaubens in ihrer ganzen Blöße. Eine Kuhe gibt z. B. täglich schlechtere Milch, die Milch wird immer blauer, wirft nicht mehr auf, ist mit Blutflämmchen untermengt, oder versiegt gar —: Was wird da der Mann ohne Aberglau-

ben thun? Er wird untersuchen, ob das Vieh im Futter ordentlich gehalten worden ist; ob es keinen schädlichen Stoß bekommen hat; ob nicht eine gewisse Art des Futters schädlich war: ob sich nicht eine eigentliche Krankheit anspinnt und dergl. Er wird einen geschickten Vieharzt zu Rathe ziehn; wird, nebst der Veränderung des Futters und genauer Aufsicht auf die ganze Behandlung des Viehes, auch dienliche Arzneyen gebrauchen; der Abergläubige hingegen wird den Unfall blindlings einer Verhexung zuschreiben; wird zu einem Betrüger laufen und sich für sein theures Geld zum Besten halten lassen; wird die blaue oder mit Blut untermengte Milch kochen und rühren, und aufpassen, welches alte Weib während des Possenspiels in das Haus kommt und etwas zu borgen verlangt; Indeß aber wird dem Uebel doch nicht abgeholfen seyn, wenn es sich nicht von selbst gibt, oder wenn er nicht, neben seinem Allermannsharnisch und andern lächerlichen Mitteln, auch vernünftige gebraucht. — Noch schädlicher ist dieser Aberglaube bey Krankheiten der Menschen. Da hängt man dieß und jenes in den Schornstein, gießt es ins fließende Wasser, oder gräbt es unter die Dachtraufe. Man macht Kreuze; man läßt den Kranken aus besondern Gefäßen trinken, die eine eigene Kraft haben sollen;

hängt ihm allerley um den Hals und was derglei-
chen mehr. Indeß nimmt die Krankheit täglich
mehr über Hand, und die beßte Zeit zur Heilung
ist versäumt; der geschickteste Arzt kann nicht mehr
retten; oder die Rettung kostet doch wenigstens
zehnmal so viel Zeit und Geld, als sie würde ge-
kostet haben, wenn man nicht so lange vergeblich
auf abergläubige Kuren gebaut hätte. — Wie
manche Aeltern überlassen ihre kranken kleinen
Kinder blos den Quacksalbereyen einer abergläubi-
gen Amme. Diese mißt die Kinder mit dem
Schurzfleck, oder wäscht sie mit Beschreykraut,
wenn eine förmliche Kur gebraucht werden sollte,
und so geht manches Kind als Säugling zu
Grunde, das ausser dem zu einem nützlichen Mit-
gliede der menschlichen Gesellschaft herangewach-
sen seyn würde.

Wie nun der Aberglaube daran Schuld ist,
daß viele zur Erhaltung oder Wiederherstellung der
Gesundheit bey Menschen und Vieh, ganz unrech-
te Mittel wählen: so veranlaßt er auch in vielen
andern Stücken eine verkehrte Wahl derselben und
wird dadurch schädlich. Ein sehr bewährtes Mit-
tel, Bäume tragbar zu machen, ist z. E. das
Umgraben und Bedüngen derselben; sorgfältige
Reinigung von dürren Aesten und Wasserzweigen;
Wegschaffung der Raupennester, besonders das

Wegfangen der so schädlichen Blütenraupe; Vertilgung des Mooses u. s. w.; der Abergläubige weiß aber viel kürzer davon zu kommen. Alle die Mittel, deren ich gedacht habe, läßt er unversucht und bindet dafür am Christabende um jeden Baum ein — Strohseil. Nun trägt freylich der Baum etwas; aber nur Stroh. Ob er auch Früchte tragen wird, das hängt von ganz andern Umständen ab, und was von diesen Umständen in menschlicher Gewalt steht, läßt der Abergläubige gewöhnlich unangewandt, oder er bedient sich der vernünftigen Mittel nebst den unvernünftigen, und schreibt dann den günstigen Erfolg den letztern zu. Aber, wie gesagt, der Abergläubige verläßt sich größtentheils auf seine verkehrten Mittel allein und bringt sich dadurch um die Vortheile, die ihm die Anwendung besserer Mittel würde verschafft haben. Auf jeden Fall macht er sich vergebliche Mühe und Kosten, indem er die überflüssigen und unnützen abergläubigen Mittel neben den natürlichen gebraucht.

Wie viel könnte ich noch hinzu setzen, wenn ich auf die seltenern Thorheiten Rücksicht nehmen wollte, welche der Aberglaube erzeugt! Der eine läßt sich von einem Goldmacher, der andre von einem Schatzgräber zum Beßten halten und um sein Geld bringen; Ein dritter kauft von einem

Lumpen, der selber nichts hat, ein Heckemännchen oder sonst etwas, das wunderbarer Weise Geld einbringt. Der wird mit der Wünschelruthe, und jener durch einen Erdspiegel geprellt, indeß sich ein andrer ein Kunst- und Hexenstück, z. E. das Festbannen eines Diebes, oder so etwas für sein theures Geld lehren läßt, und sich, bey angestellter Probe, betrogen findet.

Das führt mich ganz natürlich auf die

IIIte Abtheilung dieser Predigt, in welcher ich zeigen will, daß der an uns bemerkte Aberglaube gar oft auch andre reizt und in den Stand setzt, uns zu betrügen. Davon habe ich schon Beyspiele gegeben, indem ich Schatzgräber und ähnliche Betrüger nannte. Von diesen aber will ich nichts weiter sagen, da ihr schädliches Spiel ohnedieß immer seltener wird; aber bedenkt nur, ihr Lieben! wie viele Hausherrschaften von ihren Dienstboten und Tagelöhnern, wie manche Männer von ihren eigenen Frauen und wie manche Frauen von ihren Männern höchst auffallend hintergangen werden, blos weil man sich darauf verlassen kann, daß sie den Betrug einer unnatürlichen Ursache beymessen, wenn man nur ihren Aberglauben in das Spiel bringt. Die Magd weiß z. E., daß ihre Frau an das Ausmelken der Kühe durch Hexen glaubt: wird sie nun nicht mit doppelter

pelter Dreistigkeit die Milch wegtrinken oder verhandeln, und dann ihrer Frau das fast leere Milchgefäß mit den Worten vorzeigen: "nun seh' ein Mensch wieder, was der Kuhe geschehn seyn muß! Gestern noch gab sie so und so viel, und heute so wenig, daß es kaum den Boden bedeckt!" — Und die abergläubige Hausmutter wird auf alles eher, als auf eine Betrügerey der Magd verfallen. — Das Vieh wird durch Schuld der Dienstboten unrein, oder krank, oder geht gar zu Grunde. — Das müssen aber böse Leute gethan haben; und auf diese Ausrede verläßt sich das liederliche Gesinde. — Kann eins oder das andre über den Geldschrank kommen: so wird geplündert. Der Hausvater gibt schon einem Wechselgelde die Schuld, ohne auf einen Diebstahl zu verfallen! Das Kindermädchen überfüttert das Kind, oder gibt ihm unverdauliche Sachen, oder zu heisse Speisen — was schadets? Die Aeltern werden schon das Kind für beschrieen halten. Der Knecht wird mit dem Anspann über Feld geschickt. Getrost bleibt er im ersten beßten Wirthshause sitzen. Nun kommt er nach Hause und erzählt, wie seine Pferde an einem Kreuzwege nicht mehr vor- und rückwärts gekönnt, oder wie ein feuriger Mann sie irre geführt, oder sonst ein verzaubernder Umstand ihn gehindert habe, früher wieder zu kommen. Er

hat

hat die Rosse in Schweiß gejagt und darauf in der Kälte unbeweglich stehen lassen. Er erzählt nun, wie auf einmal, wahrscheinlich durch Hexerey, die Pferde steif und krank geworden seyen und überhebt sich dadurch der Verantwortung: — Gerade so geht es auch oft bey Handwerkern. Der Brauknecht hat beym Biere nicht die nöthige Vorsicht angewandt, oder der Färbergeselle die Farbe vernachläßigt — Nun muß ihm die Sache, wie man zu reden pflegt, verthan, verzaubert gewesen seyn. — Wer hat denn nun aber solche schädliche Betrügereyen zu fürchten? — Gewiß nur der Abergläubige! Wer ihn betrügen will, richtet seinen Betrug so ein, daß der Aberglaube mit in das Spiel kommt, und lacht sich dann herzlich satt über die Schwachheit des Abergläubigen, der den Betrug auch nicht einmal ahndete. Müßte ich nicht fürchten, Lachen zu erregen, wie viel solcher Beyspiele könnte ich anführen! aber eben daraus, daß es Lachen erregt, erhellt die Lächerlichkeit der Sache selbst.

IV. Laßt mich zum Schluße noch die übrigen Nachtheile ins Kurze zusammen fassen, die der Aberglaube bringt, nachdem ich bisher seinen schädlichen Einfluß auf die Haus- und Feldwirthschaft gezeigt habe.

1. Der Aberglaube macht uns viel vergebli-

che Sorgen, Beängstigungen und Auswahlen. Ist nicht der Abergläubige ein geplagter Mensch! Ausser den Sorgen, die jede Wirthschaft und das Menschenleben überhaupt ohnedieß mit sich bringt, hat er noch eine Menge Sorgen, Tagewählereyen und andere Beobachtungen, deren er überhoben seyn könnte. Immer lebt er in Furcht vor Bezauberungen, und muß Mittel gegen Uebel anwenden, die gar nicht zu fürchten sind. Bey jedem Gepolter ängstet er sich; einen Weg in der Nacht macht er nicht ohne Zaghaftigkeit, weil ihm das wüthende Heer, schwarze und feurige Männer rc. beständig im Sinne liegen. Das Irrlicht, oder der sogenannte feurige Mann, an welchem sich ein gescheider Mensch, als an einer schönen Naturerscheinung, die aus brennbaren Erddünsten entsteht, herzlich ergetzt, ist ihm die schreckliche Erscheinung eines treulosen Feldschieders, in dessen herumirrenden Gerippe ein kleines Licht brennt; Ein Busch, ein Weidenstock, oder sonst etwas, ist ihm ein schwarzer oder weisser Mann, und ein Betrunkener, oder ein Mensch, der um Hülfe oder Zurechtweisung schreyt, macht ihm des Nachts auf der Straße tödtliche Bangigkeit, indeß ein Andrer mit Vergnügen darauf bedacht seyn würde, den Verirrten zurecht zu weisen. — Kraniche, die über ihn hinfliegen, sind ihm das wüthende Heer; ein Käuzchen ist ihm ein Leichenvogel,

vogel, der einen Todesfall bedeutet, und jedes nächtliche Gepolter, dessen Ursprung er nicht begreift, ist ihm ein Vorbote von einer Trauer in der Verwandtschaft. Die Wochenbetterinn zagt vor Hexen und Koboldem; fürchtet die Austauschung ihres Säuglings oder die Beschreyung desselben, u. s. w. Sind das nicht unglückliche, sorgen- und angstvolle Menschen!

2. Der Abergläubige macht sich lächerlich; zieht sich Spott und Verachtung zu, und bringt sich also eben so um seine Ehre wie um die Seelenruhe. Sagt selbst, wart ihr nicht mehr als einmal Ohrenzeugen von Spöttereyen, die der Abergläubige dulden mußte, und kann man's ohne Aergerniß ansehn, daß sich der ehrwürdige Bauernstand besonders, durch seinen Aberglauben selber herabsetzt?

3. Der Aberglaube bringt ferner Verdruß unter die beßten Freunde und nährt ungegründeten Verdacht. Da will z. E. einer etwas bey dem andern borgen oder kaufen. Das kann aber nicht seyn, weil eben ein Tag ist, an welchem man nichts über die Gasse geben darf. Der Abgewiesene sieht es indeß für Undienstfertigkeit an und erhebt eine Feindschaft darüber. — Der Abergläubige sieht Gespenster und behauptet unsinnig genug, daß er die oder jene verstorbene Person

gesehen habe. Die Familie erfährt es und Hader und Streit entspinnt sich unter sonst friedlichen Nachbarn. — Der Abergläubige giebt Krankheiten und andre Uebel, die ihn, oder die Seinigen, oder seine Hausthiere und Handthierungen betreffen, bösen Leuten Schuld. Er zeiht die Entstehung des Unfalls dieser oder jener Ortseinwohnerinn; sein Verdacht wird ruchbar; er läßt ihn wohl gar offenbar merken, und die bitterste Feindschaft ist eine unumgängliche Folge.

4. Der Abergläubige versündigt sich aber dabey auch auf eine unverantwortliche Art, indem er auf unschuldige Menschen Verdacht wirft und sie in Verdacht und üble Nachreden bringt; Rache gegen sie ausübt; und noch mehr, indem er sich zu Segensprechereyen und zu sündlichem Mißbrauche des göttlichen Namens verleiten läßt.

5. Der Abergläubige setzt endlich auch das Vertrauen zu Gott aus den Augen, und versündigt sich also gegen eine der ersten Pflichten, die wir Gott und uns selbst schuldig sind. O wie wohl, wie wohl ist es dem Menschen, der überzeugt ist: unter Gottes Aufsicht bin ich vor allen Anfällen des Teufels und vor allem sicher, was der Aberglaube teuflischen Künsten zuschreibt. Wie unglücklich sind die, welche vom Teufel mehr böses fürchten, als sie gutes von Gott hoffen! —

Wie gelassen kann ein verständiger guter Mann in Krankheiten seyn, wenn er sagen darf: ich habe mein Leiden mir nicht selbst zugezogen; Gott hat es auferlegt, und der, der mir die Last auflegt, der hilft sie auch tragen! Aber wie trübe muß es dem Abergläubigen ums Herz seyn, der bösen Menschen und Teufelskünsten seine Krankheit zuschreibt! Beständig gährt in ihm der Groll gegen den unbekannten Feind; oder gegen irgend eine schuldlose Person, welcher er sein Unglück beymißt. — Wie vertrauensvoll erwartet der weise und gute Mann im Unglücke Hülfe von Gott und von vernünftigen Mitteln, indeß der Abergläubige bey Hexenbannern seinen Trost sucht. Gesteht es nur, die Abergläubigen, die bey solchen Leuten Rath suchen, erwarten ihre Hülfe nicht vom göttlichen Segen, sondern vom Teufel. Wie das thörichte Volk zu Christi Zeiten glaubte, daß unser Heiland die Teufel durch Beelsebub den Obersten der Teufel austreibe: so glauben Tausende heute noch, daß das Reich des Satanas mit sich selbst uneins sey. Sie zeihen den Leuten, bey denen sie Hülfe suchen, selbst nichts gutes; sie würden um viel Geld die Künste nicht lernen, die sie den Schwarzkünstlern, bey denen sie sich Raths erholen, beymessen. Geben sie dadurch nicht offenbar zu verstehn, daß sie glauben, das entzaubern gehe eben so wohl mit un-

unrechten Dingen zu, als das bezaubern? Heißt das aber nicht offenbar, das Vertrauen zu Gott wegwerfen und sein Vertrauen auf den Teufel und seine Bande setzen? Möchte man diesen Leuten nicht zurufen, wie Elia den Boten des Königes Ahasja, der den Baalsebub fragen ließ, ob er wieder genesen werde: "ist denn kein Gott mehr in Israel, daß ihr hingeht zu fragen Baalsebub den Gott zu Ekron?"

Doch, dem Himmel sey Dank! die Herrschaft der Finsterniß und die Macht des Aberglaubens sinkt mit jedem Jahre von ihrem Throne herab, und wird allmählig gar in den Staub sinken.

Was waren das für entsetzliche Zeiten, da ein mächtiger und grausamer Amtmann in Lothringen, Namens Nicolas Remy, sich öffentlich rühmen durfte, Neun Hundert Unglückliche, die der Hexerey beschuldigt waren, auf den Scheiterhaufen gebracht zu haben! Waren diese nicht alle bedauernswürdige Opfer des Aberglaubens? Wie ganz anders und wie viel besser ist's und wird es in unsern Tagen! Wenn ich nur in meine Knabenjahre zurück denke: so erinnre ich mich einer Menge abergläubiger Meynungen, die man nunmehr verlacht. Wenigstens schämen sich jetzt die Meisten des Aberglaubens, und durch diese Schaam

ist

ist schon ein großer Schritt zur Wegräumung desselben gethan. Wer in unserm Dorfe würde sich nicht schämen, alle Thüren seines Hauses, vor Aller Augen mit drey Kreutzen zu bemalen? Macht nicht der Abergläubigste unter allen, seine Kreutze sehr vorsichtig an die innre Seite der Stall- oder Hausthüren, damit sie ja von niemand so leicht bemerkt werden? Vor 30—40 Jahren schämte sich aber kein einziger Ortsnachbar dieser abergläubigen Kreuzmacherey. — Die Stallbehüter, die sonst ein offnes Gewerb hatten, sind fast ganz verbannt. Quacksalber und Hexendoctoren kommen täglich mehr in Verfall. Von Gespenster- und Koboldsgeschichten hört man in zehn Jahren nicht so viel, als sonst in Einem. Die heranwachsende Jugend verspricht noch geläutertere Einsichten und so bestätigt sich auch hier, was ich so oft schon behauptet habe, daß es in der Welt noch immer besser wird. Möchte es doch in unserm Dorfe bald so gut werden, daß man von all den abergläubigen Meynungen, deren ich in dieser Predigt gedacht, und von den tausend andern, deren ich nicht gedacht habe, gar nichts mehr hörte; daß nicht nur der äussere Schein, sondern der Aberglaube selbst, in dem Innern aller Einwohner, vertilgt würde! Wie viel müßte dadurch eure Wirthschaft, euer Seelenfriede, eure Tugend über-

haupt und besonders euer Vertrauen zu Gott gewinnen! Mit der höchsten Freudigkeit des Geistes würdet ihr dann sprechen:

Es kann mir nichts geschehen
Als was mir Gott ersehen
Und was mir wahrhaft nützt;
In Krankheit, unter Plagen,
So wie in frohen Tagen,
Ist Gott mein Schild, der mich beschützt!

Amen!

Dritte Predigt.

Vom Credit.

Ueber Sir. 29, 10.

gehalten

am 9ten Sonnt. nach Trinit.

Unser heutiges Sonntags-Evangelium, m. l. Z., stellt uns in der Person des verdächtig gewordenen Haushalters einen Mann auf, der bey seinem Herrn den Credit verlohren hatte. Credit heißt im allgemeinen so viel als guter Ruf. Besonders aber wird dieser Ausdruck gebraucht, wenn von dem Zutrauen die Rede ist, welches man in die Zahlfähigkeit und Zahlwilligkeit einer Person setzt. Der Mann hat Credit, heißt also: er steht in dem Ruf eines Mannes, der bezahlen kann und will. Dem Manne darf man Credit geben, oder creditiren, heißt: dem Manne darf man trauen; er wird das geliehene wieder geben und das geborgte bezahlen. — Welch hohen Werth der Credit in der Welt habe, bezeugen unter andern die Sprichwörter: Credit ist besser als baar Geld; Credit verlohren, alles verlohren! — So gemein indeß diese Sprichwörter sind; so unbekümmert sind manche Leute um ihren Credit, und klagen dann gleichwohl über Hartherzigkeit und Mißtrauen der Welt, ohne zu bedenken was Sirach sagt;

Mancher leihet ungern, aus keiner bösen Meynung; sondern er muß fürchten, er komme um das Seine.

Diese Worte, welche im 29sten Capitel Sirachs und dessen 10 Verse stehn, sollen auch der Text seyn, über welchen ich heute reden werde

Vom Credit.

Zuerst will ich zeigen, wie nothwendig der Credit dem Reichen so wohl als dem Armen sey, und

dann, fürs zweyte: wodurch man den Credit erhält und verliert.

I.

Wenn ich heute vom Credit rede, m. l. Z., so verstehe ich darunter besonders die gute Meynung, die andre in unsre Fähigkeit und Willigkeit setzen, das geborgte oder gekaufte zur rechten Zeit ohne Weigerung und Schmälerung, wieder zu geben oder zu bezahlen. Dieses gute Vorurtheil ist nicht nur dem Armen sondern auch dem Reichen nöthig, und zwar so nöthig, daß man mit Recht im Sprichworte sagt: Credit ist besser als baar Geld.

1. Den

1. Den Credit kann man bey seinen Bekannten, oder bey denen, die einen dem Rufe nach kennen, immer im Vorrathe haben; Nicht so das baare Geld. — Auch der begüterte Mann muß im Handel und Wandel zuweilen borgen, entweder, weil er das baare Geld eben nicht in der Tasche, oder weil er es überhaupt nicht vorräthig hat. — Der gute Ruf erstreckt sich weiter als sich die Güther erstrecken. Der Auswärtige kann nicht alles genau wissen, nicht selbst über unsre Vermögensumstände und über unsre Zahlwilligkeit urtheilen; Er richtet sich also nach dem guten Rufe, und wo dieser fehlt, wird ihn kein Schwur so leicht ersetzen.

2. Das baare Geld, oder die Güther, kann man also wohl besitzen, aber nicht immer beweisen; wenigstens nicht ohne viele Weitläuftigkeit beweisen, daß die Güther mit keinen Schulden belastet sind. Was kommt uns also in solchen Fällen mehr zu Statten: das Vermögen, oder der Credit?

3. Man kann sogar ein offenbar und anerkannt großes Vermögen besitzen und doch keinen Credit haben. Nehmt einmal an: jedermann glaubte von uns, daß wir Wort halten, wieder geben oder bezahlen könnten; wäre das wohl zum Credit allein genug, wenn man von unserm guten

Wil-

Willen nicht eben die gute Meynung hätte? wenn wir weit und breit als Leute bekannt wären; die gerne ihr gegebenes Wort wieder zurück ziehen, ihre Schuld oder Schuldigkeit ableugnen, schmälern, verzögern? Wird irgend jemand sich gerne mit einem reichen Manne einlassen, den man erst auf den ermüdenden Umwegen des Rechts und der Prozesse, zur Bezahlung oder Wiedererstattung bringen muß? Wird man nicht weit lieber einem Manne trauen, der zwar weniger Vermögen, aber mehr Ehrlichkeit besitzt?

4. Ueberdieß gibt es Fälle und Gelegenheiten, da man durch Geld überhaupt das nicht ausrichten kann, was der Credit bewirkt. Möchtet ihr wohl einem reichen Manne, der als Betrüger bekannt ist, gegen baare Bezahlung einen Theil eurer Scheune oder eures Kellers einräumen? Würde euch all sein Vermögen etwas helfen, wenn er euch, bey so schöner Gelegenheit, bestähle; ihr aber den Diebstahl ihm nicht offenbar beweisen könntet? Würdet ihr ihm Geräthschaften und andre Dinge leihen, wenn ihr wüßtet, daß er sie gern zurückbehält, oder verdorben wieder zurückgibt? — Möchtet ihr euch in einen gemeinschaftlichen Handel oder sonst in eine Geldsache mit ihm einlassen? Möchtet ihr wohl eine Tochter gern einem Manne geben, der zwar dem Anscheine

scheine nach Vermögen, aber zuverläßig keinen Credit hat? — Wer weiß, wie es mit dem Menschen steht? würdet ihr sagen. Er ist ein Mann ohne Credit; wer will seinen Angaben trauen? Und wenn man ihm auch trauen kann — was hat man für Ehre von seiner Verwandtschaft?

5. Der Credit ist endlich auch dauerhafter als der Reichthum. Um alle Güther kann man durch Unglück kommen, und ist darum doch noch nicht verlohren, wenn man nur noch Credit übrig behält. Durch Credit hilft sich auch der Gesunkene wieder auf, und kann er auch das nicht: so rettet ihn doch der Credit vor Hunger und Blösse und erbt gewöhnlich auf seine Familie fort, wenn er ihr kein andres Erbtheil mehr hinterlassen kann.

Ist demnach das Sprichwort: "Credit ist besser als baar Geld," nicht ein Wahrwort, das durch die tägliche Erfahrung bestätiget wird? — Und wenn der Reiche des Credits nicht entbehren kann, wie nothwendig muß er erst dem Armen seyn!

Der Arme, er mag sich anstellen wie er will, kann nicht immer auf der Stelle bezahlen; muß wenigstens zuweilen Nahrungsmittel und andre unentbehrliche Dinge borgen. Wie übel ist diesem gerathen, wenn ihm Credit fehlt!

Man-

Mancher Arme könnte sich auf seine ganze Lebenszeit helfen, wenn ihm jemand 40 — 50 fl. vorstreckte; darüber aber kann er kein Unterpfand geben; hat er also keinen Credit: so wird er Zeit Lebens unberathen bleiben, so wie im Gegentheil bey einem andern Armen der Credit die Stelle des Unterpfands vertritt. — Nun berechnet einmal den Nachtheil, den der Mangel an Credit einem Armen bringt. Weil ihm niemand das täglich Brod borgen will: so sieht er sich oft genöthigt, etwas minder nothwendiges um einen Spottpreiß von der Hand zu geben, um nur Geld für Brod zu schaffen; oder er muß einen Sündenpreiß für das was er kaufen will, versprechen, weil der Verkäufer die Unsicherheit, oder das lange Borgen, in Anschlag bringt. Ein armer Handwerker könnte sich, nebst einer größern Kundschaft, auch einen Profit im Ankaufe seiner Waaren, die er verarbeitet, verschaffen, wenn ihm jemand nur so viel vorschösse, als er bey seinem Handwerke Vor-Auslage nöthig hat; Aber um diesen Vortheil bringt ihn der Mangel an Credit. Wie viele Arme suchen ihre letzte Zuflucht bey Juden, weil sie unter ihren Glaubensgenossen keinen Credit mehr haben; wie sündlich aber werden sie dann auch gewöhnlich um ihren letzten Heller gebracht!

Der Credit ist also dem Armen und Reichen nothwendig, und das gangbarste Unterpfand, auf das sich jedermann verläßt. Auf Credit verschreibt der große Kaufmann für Millionen Gulden Waaren aus allen Welttheilen, und auf Credit erhält der arme Tagelöhner das tägliche Brod für sich und seine hungrigen Kinder; aber beyde sind verlohren, so bald sie den Credit verlieren; recht wie das Sprichwort sagt: Credit verlohren, alles verlohren!

Es würde ein leichtes seyn, den hohen Werth des Credits noch lebhafter zu schildern, wenn ich zeigen wollte, wie aller kaufmännische Handel und Wandel ins Stocken gerathen müßte, wenn der Credit nicht wäre; wie da entfernte Länder und Menschen aufhören müßten, mit einander im Verkehr zu stehn, und was auch für uns für Nachtheile daraus entspringen würden; Ich blieb aber und bleibe blos bey den Verhältnissen stehen, in welchen wir unmittelbar selbst uns befinden, weil ich glaube, daß ein Beyspiel im Kleinem, das wir vor Augen haben, das uns unmittelbar angeht, mehr Eindruck macht, als ein Beyspiel im Grossen, das ausser unserm Gesichtskreise liegt.

II. Laßt

II.

Laßt uns nun im 2ten Theile sehen, wodurch so viele Menschen das unschätzbare Guth, den Credit, verlieren, und wodurch sie ihn erhalten oder wieder herstellen könnten. Den Credit verliert man

1. Durch eine verwirrte, unordentliche und verschwenderische Haushaltung, von der sich niemand, der sie kennt, einen guten Fortgang versprechen kann. Ihr wißt ja, z. B., daß man immer, wenn man sich mit jemand in Geldsachen einläßt, zuerst fragt: was ist er für ein Haushalter? denn nur daraus schließt man, wie seine Vermögensumstände beyläufig beschaffen seyn mögen, was man seinen Güthern wahrlich nicht ansehen kann, weil auf diesen nicht geschrieben steht, ob Schulden darauf haften oder nicht. — Ich sage aber auch durch eine verwirrte Haushaltung verliert man den Credit. Es gibt Haushaltungen, denen kein Mensch auf den Grund sehen kann. Da stekt der Hausvater in so mancherley Händeln und hat der Schulden und Einnahmen so viel unter einander, daß sich niemand aus seinen Umständen beklügt und niemand ihm traut.

Wollt ihr also Credit: so setzt euer Hauswesen auf einen solchen Fuß, daß ihr nicht nur selbst

wißt,

wißt, wie ihr daran seyd, sondern daß es auch andre Leute einsehen können; Haltet alles in pünctlicher Ordnung; überladet euch nicht mit unbezahlten Güthern; fliehet die Trägheit und hütet euch vor allen vor der Verschwendung. Da denkt mancher Prahler, sich Credit zu erwerben, wenn er in und ausser seinem Hause recht viel aufgehn läßt. Glaubt denn aber so ein Thor, daß andre Leute gar nicht nachrechnen und allenfalls auch beurtheilen können, wie sich seine Einnahmen zu seinen Ausgaben verhalten? — Kein gescheider Mann traut dem offenbaren Verschwender, am allerwenigsten aber einem solchen, der schon anfangen muß, aus dem Borgen Geschäfft zu machen.

Ueberhaupt müßen Leute, die sich öfters genöthigt sehen Credit zu suchen, sehr auf ihrer Huth seyn, um ihn nicht zu verlieren, weil er ihnen so unentbehrlich ist. Sie verlieren ihn aber nicht nur durch die Fehler, deren ich eben gedacht habe, sondern auch

2. durch zu viel kleine Schuldposten, die großes Aufsehen machen. Ihre Absicht, den Credit dadurch zu erhalten, daß sie nirgends viel aufnehmen oder unbezahlt stehn lassen, verfehlen sie also gerade zu. Hundert Gulden, die man an 10 — 15 Orten in kleinen Parthien schuldig ist,

machen weit mehr Geschrey, als sechsmal so viel an Einem Orte. Zufälliger Weise erfährt einer von den Gläubigern, daß sein Schuldner da und dort auch 6, 8 — 10 Gulden im Reste steht. Von dem Kleinen schließt er aufs Größere, und bekommt dadurch einen um so viel schlechten Begriff von der Zahlbarkeit desselben, je kleiner die Schuldposten sind. — Müßt ihr also ja borgen: so nehmt lieber 50 fl. an Einem Orte auf, als daß ihr, um die Interessen zu sparen, so viel kleine Reste an allen Orten und Enden stehen laßt. Denkt aber eben so ernstlich auf Wiederabtragung dieses Capitals, als ihr auf Tilgung der kleinern Summen würdet gedacht haben. — Wie gut wäre es, wenn man in allen Ländern so gute Anstalten hätte, als in der benachbarten Grafschaft Castell, wo jeder einheimische aus der sogenannten Credit-Casse (wofern er nicht schon allen Credit verlohren hat) ein nothdürftiges Capital erheben und in kleinen Portionen wieder abtragen kann! Vielleicht ließen sich hie und da aus den Gemeinkassen solche Leihbänke für die Ortseinwohner errichten.

3. Ferner verliert man den Credit durch Nicht-Zuhalten mit den schuldigen Interessen und andern Zahlungen. Wer seine Zinßen nicht zur rechten Zeit abträgt, hat immer ein schlimmes Vorurtheil gegen sich. Aber da denken manche

Schuldner nicht eher an die Zinßen, als bis die Verfallszeit vor der Thüre, oder schon vorüber ist. Was sie nun nicht nach und nach Groschenweis zusammen gelegt haben, das können sie jetzt nicht auf Einmal herbeyschaffen. Der Gläubiger dringt indeß auf die Bezahlung, und der unachtsame Schuldner ist gezwungen, etwas zur Unzeit und unräthlich zu verkaufen, oder wieder eine kleine Schuldpost zu machen. — Eben so verhält es sich mit andern Zahlungen. Da gibt es Leute, die sich immer einbilden, daß sie in Zeit von ein Paar Monaten Geld genug haben würden; machen aber immer, wie man zu reden pflegt, die Zeche ohne den Wirth. Sie setzen sich selbst einen ganz kurzen Termin, an welchem sie ohne allen Aufschub bezahlen wollen. Der Gläubiger, der sich vielleicht einen viel weiter hinaus gesetzten Termin würde haben gefallen lassen, sieht sich indeß zur bestimmten Frist nach der Zahlung um; sein Schuldner aber kann nicht einhalten und verfällt in Miß-Credit. — Borgt ihr also etwas, so überlegt recht ernstlich, ob ihr den Zahlungstermin halten könnt oder nicht. Rechnet nicht auf den glücklichsten Fall; auf einen noch ungewissen Hauptverdienst; auf einen möglichst glücklichen Herbst; auf den höchst theuren Verkauf einer Waare etc. Macht eure Anschläge auf den wahr-

scheinlichsten und nicht auf den blos möglichen Fall und setzt den Termin so, daß ihr eher zu früh als zu späte zahlen könnt. Das erstere vermehrt, das letztere verzehrt euern Credit. Könnt ihr aber, durch irgend einen Unfall gehindert, ja nicht zuhalten: so geht zu eurem Gläubiger, zahlt einsweilen etwas an der Schuld, sey es auch noch so wenig, und bittet, wegen des übrigen um Nachsicht.

4. Wisset, daß die meisten Borger ihren Credit dadurch nur noch mehr verlieren, daß sie ihren Gläubigern auf allen Straßen und Gassen so sorgfältig ausweichen, um ja nicht wegen der Zahlung zur Sprache zu kommen. Einem Mann, der die schuldige Bezahlung selbst erinnert und um Nachsicht bittet, wird man immer lieber borgen und nachsehen, als dem Zahlungsflüchtigen, der die Schuld durch Ausweichen, in Vergessenheit bringen will. Wer Credit haben will, muß sich, wo möglich, an einen einzigen Mann, oder doch nur an ein Paar Männer halten, und sich bey diesen als einen guten Zahler bewähren. Hat er zwey bis dreymal richtig eingehalten: so wird man ihm auch das vierte mal trauen. Der aber, welcher von Haus zu Haus geht und das halbe Dorf durch borgt, hat nirgends Credit. Kommt auch dem ehrlichen Zahler ein Fall, daß er eine

zweyte

zweyte Schuld machen muß, ohne die erste getilgt zu haben: warum sollte er sich scheuen, seine Zuflucht auch zum zweytenmal in ein Haus zu nehmen, wo er schon Proben seiner Ehrlichkeit abgelegt hat? Aber wie machen es die meisten armen Leute? Wo sie einmal geborgt und nicht bezahlt haben, da gehn sie ja nicht mehr hin, aus Furcht, wegen der alten Schuld gemahnt zu werden. Sie versuchen also ihr Heil bey einem andern und wieder bey einem andern, bis sie nirgends mehr Credit haben. Sollte denn nicht ein ehrlicher Tagelöhner unter seinen Brodbauren einen Mann finden, der ihm fast mit allem was er nöthig hat, aushülfe? Sind nicht mehrere arme Leute in unserm Dorfe, die, Troz ihrer geringen Vermögensumstände, in gewissen Häusern beständigen Credit haben und das ganze Jahr nicht ein einzigesmal in Verlegenheit kommen? Und könnten es nicht alle eben so gut haben, wenn sie sich eben so anschickten?

5. Aber da bringen sich viele ganz absichtlich um Gunst und Glauben, indem sie sich nicht nur als schlechte Zahler überhaupt verrufen machen, sondern den Leuten, bey denen sie geborgt haben, nicht einmal arbeiten mögen, oder doch aufs schlechteste arbeiten, weil es auf Abrechnung geht. Beym Borgen reden sie von nichts als vom Abverdienen; kommt es aber zur That: so haben sie das Ver-

sprechen ganz vergessen; oder sie erfüllen es durch elende Arbeit; oder sie übertheuern ihren Verdienst, um desto eher mit der Schuld fertig zu werden. Wie kann nun ein so Pflicht- und Dankvergeßner Mensch fernern Credit verlangen? Wer diesen erhalten will, muß seine Gläubiger, wenn sie von ihm eine Arbeit verlangen, allen andern vorziehen, damit sie seine Bereitwilligkeit, die Schuld zu tilgen, daraus erkennen, und ihm künftig wieder borgen. Er muß seine Arbeiten, aus Dankbarkeit, möglichst gut und lieber wohlfeiler, als theurer machen.

6. Hat er seine Gläubiger auf irgend etwas auf die Weinlese, auf eine Einnahme und dergl. vertröstet: so muß er treu und ehrlich darüber halten, und nicht in den Fehler böser Schuldenmacher verfallen, welche die Waaren, auf die sie andre verwiesen und vertröstet haben, heimlich verkaufen und ihren Verdienst, von dem sie zahlen wollten, im Stillen heraus nehmen, damit ja ihre Gläubiger nicht Beschlag darauf machen. Lieber nehme man das Geld; bezahl damit seine Schulden und borge wieder aufs neue: so erhält man doch den Credit.

7. Am aller verdächtigsten aber macht man sich, wenn man geborgte Sachen schlechter wieder zurückliefert, als man sie empfangen hat, und die han-

gen gebliebenen Zahlungen zu schmälern sucht. Da verläßt sich mancher auf die Vergessenheit sei n r Gläubiger; leugnet einen Theil der Schuld ab; macht betrügliche Gegenrechnungen; gibt für gute Waaren, die er empfangen hat, schlechte, und handelt recht buchstäblich so, wie uns Sirach, kurz vor unsern Texteswortem, den liederlichen Zahler schildert: "wenn er es soll wieder geben: so verzieht er es und klagt sehr, es sey schwere Zeit; und ob er es wohl vermag, gibt er es doch kaum die Hälfte wieder und rechnet es gleichwohl jenem für einen Gewinn zu. Vermag er es aber nicht: so bringt er jenen ums Geld. Derselbe hat ihm dann selbst einen Feind gekauft, mit seinem eigenen Gelde." Ganz anders der ehrliche Mann, dem sein Credit lieb ist! Dieser geht in der Wiedererstattung höchst ehrlich zu Werke und vermeidet sogar den Schein eines beabsichteten Betrugs. Halte, was du geredet hast, denkt er bey sich selbst, und handle nicht betrüglich mit deinem Gläubiger: so findest du allezeit deine Nothdurft. (Sir. 29, 3.) Nach meinem Urtheile sieht es aber immer halb einer betrüglichen Absicht ähnlich, wenn arme Leute sich anstellen, als ob sie nicht mehr recht wüßten, wie viel ihre Schuld beträgt. Durch diese Verstellung wollen die meisten nur erforschen, ob der Gläubiger die kleine Summe rich-

tig gemerkt hat oder nicht. Gesteht er ein, daß er sie nicht mehr recht weiß: so haben sie ohnehin gewonnenes Spiel; fordert er zu wenig: so geben sie ihm, gegen besser Wissen und Gewissen, was er verlangt; fordert er aber zu viel — dann fällt ihnen auf Einmal alles bey; dann wissen sie die Schuld bey Heller und Pfenning, und sind wohl im Stande, ihren Gläubiger als einen Betrüger zu verschreyen.

8. Eben so wie man durch Betrug den Credit verliert, so verliert man ihn auch durch Grobheit. Wer wird Lust haben einem Manne zu leihen, der einem, wie Sirach sich ausdrückt, nur Schmähworte für Dank gibt? viele suchen sich aber mit Grobheiten zu helfen, wenn man bey ihnen die Schuld erinnert, statt daß sie da doppelt höflich seyn sollten. Dörfen nun solche Leute sich wundern, wenn es ihnen allenthalben an Credit fehlt? Wer mag sich gerne für sein theures Geld Grobheiten kaufen, die man leider! unentgeldlich haben kann? — Dem höflichen Schuldner, der bescheidne Vorstellungen macht, sieht man noch so lange nach, als dem unhöflichen, und gibt ihm auch zur Zeit der Noth den Credit wieder, den der Grobe verscherzt hat.

9. Ferner verliert man den Credit, wenn man sich mit Juden in Schuldhändel einläßt.

Lehrt es nicht die tägliche Erfahrung, daß die Judenschuldner meistens verlohren sind? Darf man sich da noch wundern, wenn die christlichen Gläubiger, die keine Amtsversicherung in Händen haben, ihre Gelder aufkünden und allen weitern Geldverkehr abbrechen?

10. Endlich gibt man seinem Credit den letzten Rest, wenn man mehrmals Schuldsachen zur Klage kommen läßt. Die Gläubiger sind da erbittert und schreyen die Schuld allenthalben aus. Bey der Klage veroffenbaren sich gewöhnlich allerley Winkelzüge und unrühmliche Streiche, und aller Credit ist verlohren! Wem also sein Credit lieb ist, der hüte sich vor dieser schimpflichen Lage! Hüte sich aber auch, seinen Credit auf den verächtlichen Schleichwegen zu erhalten, auf denen so viele ihre letzte Rettung suchen. Das heißt nicht als ehrlicher Mann den Credit erhalten, wenn man immer eine Lücke auf und die andre zumacht; wenn man alle Mittel versucht, der Welt, wie man zu reden pflegt, Sand in die Augen zu streuen. Man muß nie den Credit erschleichen, sondern verdienen. Man muß sich bemühen, immer mehr Credit zu hab[illegible] als man braucht.

O wenn alle Leute bedächten, in wie viel ängstliche Verlegenheiten sie sich durch Verscherzung des Credits sezen; wie vielen Demüthigungen sie sich

preiß geben! wenn sie ferner überlegten, wie sehr sie sich auch an ihren dürftigen Mitbrüdern versündigen. Ein einziger Schwänkmacher und fauler Zahler, ein einziger undankbarer Borger, bringt gewöhnlich zehn Unschuldige zugleich um den Credit. Aus Furcht eben so reichlich mit Undank, und so spät und spärlich mit Gelde bezahlt zu werden, leiht mancher wohlhabende Mann, der vielleicht herzlich gern aushülfe, wäre er nicht durch so unangenehme Erfahrungen abgeschreckt worden, fast keinem Armen mehr. Mancher leihet ungern aus keiner bösen Meynung, sagt unser Text, sondern er fürchtet nur, er komme um das Seine. Wer hat aber dieses Mißtrauen hauptsächlich zu verantworten? Nicht wahr, die fahrläßigen Menschen, die dem Begütherten von andern Armen eine so schlimme Meynung beygebracht haben? — Wen sollte es auch nicht verdrießen, für seine gute Meynung so schlecht belohnt zu werden, und um sein weggeliehenes Eigenthum erst dreyßigmal laufen zu müssen, bis man es wieder erhält?

Ihr glücklichen Menschen aber, die ihr im Stande seyd, andern helfen zu können, versündigt euch auch nicht durch Mißtrauen und Härte! — Von Einem Menschen, oder von drey vier Menschen, darf man nicht auf Alle schließen. Ihr

seyd

seyd vielleicht mit eurer Bereitwilligkeit, mit eurem Zutrauen, etliche mal nach einander unedlen Menschen begegnet. Sind darum alle Menschen so? — Leihet, da ihr nichts dafür hoffet! ruft euch die Schrift zu. Eine gewisse Vorsicht wird euch niemand verargen; Sirach sagt selbst: Siehe dich vor, daß du nicht über dem Borgen zu Schaden kommest! (Cap. 29, 27.); Wenn ihr aber gar nichts geben wollt, wo euch nicht die Bezahlung schon entgegen lacht; wenn ihr gar nichts wagen wollt, und überall dreyfaches Unterpfand verlangt; einen armen ehrlichen Mann, der euch, wenn ihm Gott das Leben und Gesundheit läßt, gewiß befriedigen wird, unerhört von euch laßt, weil er für Leben und Gesundheit nicht bürgen kann; wenn ihr ungerührt die Klagen der Armen über die Strenge des Winters im unerwärmten Zimmer und das Schreyen der armen Kinder um Brod zu einem brodlosen Vater, hören könnt; wenn ihr da nicht bereit seyd zu helfen, gesetzt auch, daß ihr fürchten müßt, von eurem Darlehn wenig oder nichts wieder zu erhalten — seyd ihr dann werth Christen zu heißen? Wenn jemand dieser Welt Güther hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu; wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm? fragt Johannes. (1 Joh. 3, 17.) Unser Heiland ermahnt

euch

euch selbst: Seyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist! (Luk. 6, 36.) Und Sirach sagt kurz vor unserm Texte: (Cap. 29, 2. 12.) leihe deinem Nächsten, wenn er es bedarf; und du anderer gib es auch wieder zur bestimmten Zeit. Hilf dem Armen um des Gebots willen und laß ihn in der Noth nicht leer von dir. — Ja, ein unbarmherziges Gericht wird über den ergehen, der nicht Barmherzigkeit gethan hat! (Jac. 2, 13.)

Gesteht es nur, ihr Hartherzigen, daß ihr nicht selten die Aushülfe auch da verweigert, wo ihr in gar keiner Gefahr steht, zu Schaden zu kommen; daß ihr sie blos darum verweigert, weil ihr nicht auf der Stelle bezahlt werdet. Wozu hilft euch denn das müssig liegende Geld? Wenn euer Kasten auch auf etliche Monate, einige Thaler weniger verschließt, was schadets euch? Wer selbst zur Noth und auf der Stelle das Geld braucht, kann freylich nicht auf Credit verkaufen, und noch weniger Geld wegleihen; aber ich rede jetzt von denen, die eine Menge übrig haben und doch kein Malter Korn auf Credit geben; die bey den Bitten des Armen auf lügenhafte Ausreden und Entschuldigungen sinnen; denen, gegen baares Geld, alles, und auf Credit, auch an den ehrlichsten Armen, nichts feil ist. Schuf denn Gott die Welt blos für euch, und nicht auch für eure

dürf-

dürftigen Brüder? Könnt ihr es ungerührt sehen, wie diese den Rock schier vom Leibe ziehen müssen, um nur sich und den Ihrigen Brod zu schaffen? Wie werdet ihr einst vor Gottes Richterstuhl stehen, wenn es heissen wird: ihr habt meine hungrigen, durstigen, Hauslosen und nackten Brüder nicht gespeiset, getränket, beherbergt und bekleidet?

Selbst den nachläßigen und undankbaren Schuldner dürft ihr, wenn ihr Christen seyn wollt, nicht ganz verlassen. Stellt ihm, wenn er wieder bey euch Hülfe sucht, seine Undankbarkeit, die er an euch schon verübt hat, brüderlich vor; macht noch einmal eine kleine Probe mit ihm, ob er sich nicht etwa gebessert hat. Er möchte sonst, wenn er zu arm würde, stehlen und um eurer willen die ganze Menschheit hassen. — Denkt: es ist ja seliger geben als nehmen — es ist ja besser Unrecht leiden als thun — besser betrogen werden, als selbst betrügen!

Von dem Himmel schaut der Herr
Auf der Armen Plagen;
Ihre Thränen zählet er,
Höret ihre Klagen;
Sieht auch, daß das harte Herz
Kummerfreyer Reichen
Keine Thränen und kein Schmerz
Mildern und erweichen.

Reiche,

Reiche, hört's! Erbarmet euch,
Fleht zu euch der Arme,
Daß sein Gott sich über euch
Auch dereinst erbarme,
Weil ihr, da er zu euch schrie,
Auf sein Schreyen hörtet,
Den Bedrängten halft und sie
Tränktet und ernährtet.

Jesus sagt dereinst zu euch:
Kommt getreue Knechte!
Erbet meines Vaters Reich,
Kommt an meine Rechte!
Was ihr meinen Brüdern gabt,
In dem ersten Leben,
Sie zu trösten — alles habt
Ihr auch Mir gegeben!

Amen.

Vierte

Vierte Predigt.

Wie viel Gutes ein reicher und verständiger Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte, wenn er sein Vermögen und Ansehen wohl anwendete.

Ueber Sir. 31, 8 — 11.

gehalten

am 1. Sonnt. nach Trinit.

Reichthum ist wohl gut, wenn man ihn ohne Sünde gebraucht. Dieser Ausspruch Sirachs; (Cap. 13, 30.) lieben Freunde, wird von Tausenden vergessen. Ein Mann von der Art, wird uns unter andern auch in unserm heutigen Evangelio aufgestellt; denn er gebrauchte den Reichthum blos dazu, sich kostbarer zu kleiden als andre und alle Tage herrlich und in Freuden zu leben. Der Reichthum ist allerdings ein Mittel, gemächlicher zu leben und sich mehr Freudentage zu machen als der Arme; aber eine sündliche Verwendung des Geldes ist es, wenn man es einzig und allein zu diesen Endzwecken gebraucht. Der reiche Mann in unserm Evangelio würde gar keinen Tadel verdienen, wenn er nur zuweilen sich in Gesellschaft seiner Freunde vergnügt hätte; das aber war der Fehler, daß er alle Tage herrlich und in Freuden lebte und bey seinem Ueberfluße des Dürftigen vergaß. O wie viel Reiche in der Welt sind noch heute diesem Manne gleich! Sie leben blos, um ihres Reichthums zu geniesen, und vergessen alles des Guten, das sie mit ihrem Gelde stiften könn-

ten. Oder sie sammeln blos Schätze, um sie bewachen zu können, und werden in ihrem ganzen Leben des Guthes nicht froh. — Beyde sind Thoren und beyde versündigen sich, der so wohl, welcher sein höchstes Glük im Versplittern, als der, welcher es im Sammeln des Geldes sucht. Möchten doch diese Leute die Summe des Guten überschauen, das sie durch ihren Reichthum stiften könnten; möchten sie die Verantwortung nur ahnden, die ihnen wegen Versäumniß dieses Guten bevorsteht! Vielleicht gelingt es mir, sie auf eines so wohl als auf das andre aufmerksam zu machen, wenn ich heute über die Worte Sirachs predige:

(Sirach 31, 8—11.)

Wohl dem Reichen, der unsträflich gefunden wird und nicht das Geld sucht. Wo ist der? so wollen wir ihn loben; denn er thut große Dinge unter seinem Volke. Der bewährt hierin und rechtschaffen erfunden wird, der wird billig gelobt. Er konnte wohl übels thun, und that es doch nicht; Schaden thun, und that es auch nicht; darum bleiben seine Güther und die Heiligen preisen seine Almosen.

Diese Worte veranlassen mich, zu zeigen:

Wie viel Gutes ein reicher und verständiger Bauersmann in seinem Dorfe stiften könnte, wenn er sein Vermögen und Ansehen wohl anwendete.

O steure, Gott, in uns
Der Habsucht niedern Trieben,
Und heil'ge unser Herz,
Nie sclavisch das zu lieben,
Was man mit Müh gewinnt,
Bald schwelgerisch verzehrt,
Bald ruhelos bewacht,
Und bald mit Fluch vermehrt.

Von einem Reichen, der sein Geld und seine Güther gemeinnützig anwendet, sagt Sirach in unserm Texte: er thut große Dinge unter seinem Volke. Sehr große Dinge, die durch ganz Deutschland Aufsehen und Bewunderung erregen, kann freylich der Reichthum unsrer Ortseinwohner nicht ausrichten. Ein Vermögen von 20 bis 30,000 Gulden, welches unter uns schon sehr viel heißt, ist allerdings eine Kleinigkeit gegen die Millionen eines reichen Kaufmannes; aber auch mit halb so viel, als ich eben genannt habe, läßt sich schon

ungemein viel Gutes stiften. Der Stand eines Landmannes erlaubet ihm überdieß nicht, das Ansehen und die Macht mit seinem Reichthume zu verbinden, wodurch ein Andrer denselben erst recht gemeinnützig macht; aber hört einmal, was auch ein begüthertet Bauersmann in seiner Lage und in seinem Dorfe gutes stiften kann, und ihr werdet mir zugeben, daß das auch große Dinge unter seinem Volke sind, wenn sie gleich nicht in Zeitungen verkündet und unter die Merkwürdigkeiten des Jahrhunderts gezählt werden. —

1. Er kann, erstlich, sehr viel gutes stiften durch allerley landwirthschaftliche Versuche, zu denen dem ärmern Einwohner das Vermögen fehlt. Der Mittelmann scheut gewöhnlich den Daransatz und die Wagschaft, und kein billiger Mensch wird es ihm verdenken, wenn er nur immer den sichersten Weg einschlägt. Ein halber Morgen Land ist ihm schon ein zu großer Schatz, als daß er, auf gewiß und ungewiß, einen neuen Versuch darauf wagen sollte. Er hört von dem oder jenem Vorschlage; gern möchte er wissen, ob man ihn nicht auch in seiner Landesgegend ausführen könnte; aber ihm fehlt der Muth zum Versuche. Manche Probe fordert einen Daransatz von einer Summe Geldes, die er entweder gar nicht aufbringen, oder doch, im unglüklichen Falle,

nicht

nicht entbehren kann. Wer soll also den ersten gewagten Versuch machen? Ganz natürlich derjenige, der den Verlust am leichtesten verschmerzen und den Versuch drey, viermal, unter allerley Veränderungen, wiederholen kann. — Der Mittelmann, wenn er auch sein äusserstes wagt, wird doch immer zu bald wieder abstehn, weil ihn ein einziger Unfall zurückschrekt. Reiche Bauersleute sollten es sich also zur Pflicht machen, durch allerley Versuche gutes zu stiften; sollten, wenn von der Landwirthschaft andrer Gegenden, oder von einem wohlgelungenen Versuche die Rede ist, sich nicht blos mit dem Anhören begnügen, sondern auch Proben machen; selbst über die gewöhnliche Bestellungsart des Feldes nachdenken; fremde Saamarten anschaffen und einheimisch zu machen suchen; auswärtiges, besseres Vieh anschaffen, wenn das inländische nicht ohnehin von guter Art ist, und dergl. mehr. Eben so sollten reiche Leute in ihrer ganzen wirthschaftlichen Verfassung allerley Verbeßrungen anzubringen suchen. Von wie vielen nüzlichen Werkzeugen hört man in unsern Tagen, die bey uns noch unbekannt, oder doch wenigstens nicht gebräuchlich sind! Wie mancher Vorschlag wird gethan, der alle Aufmerksamkeit verdient; aber niemand will den ersten Versuch machen. Das sollen aber die Reichen thun, und

das ist ein beträchtlicher Nutzen, den sie mit ihrem Reichthume stiften können. Andre sehen ihre wohlgelungenen Proben, und ein ganzes Dorf wird zuweilen dadurch glüklicher. Woher kommt es, daß manches Dorf sich vor allen Andern durch beßre Wirthschafts-Einrichtungen so augenscheinlich auszeichnet? Wollte man dem ersten Ursprunge nachforschen: so würde man gewöhnlich finden, daß ein einziger Mann, der durch sein gutes Beyspiel andre ermuntert und in seinen Kindern eben so denkende Landwirthe erzogen hat, daran Schuld ist.

2. Der Reiche kann aber nicht nur eine beßre Bestellungsart und Behandlung der Felder und der ganzen Wirthschaft einführen; er kann noch mehr thun; er kann die Güther selbst umschaffen; das schlechte Land in gutes verwandeln, und das Eingegangene und Herabgekommene leichter verbessern und wieder herstellen, als der Arme. Es ist ein gemeiner Fehler der Reichen, daß sie ihre schlechten Aecker für gar nichts achten. Wäre ich ein reicher Bauersmann; so hielte ich es für Pflicht, meine schlechten Güther zu verbessern, gesetzt auch, daß mich der Daransatz mehr kosten sollte, als sie ursprünglich werth sind. Ich würde mir vornehmen, einen schlechten Acker um den andern zu veredeln; würde mir wohl gar, in der Absicht, zuweilen ein

schlechtes Stück Land kaufen. Die wenigsten schlechten Aecker auf unsrer Fluhr sind von der Art, daß sie gar nicht verbessert werden könnten. Es fehlt ihnen nur ein Besitzer, der genug Mühe und Dünger an sie verwendet. Das kann aber niemand so gut als der Reiche. Bringt er nun nach und nach einen so verrufenen Acker empor: so schlägt er nicht nur seinen Daransatz reichlich heraus: sondern er hat auch ein gutes Werk für die Nachkommen gestiftet. — Der reiche Landmann kann ferner viel leichter als der Arme Weinberge frisch anlegen und andre Hauptverbeßrungen vornehmen, die Geldkosten und den Daransatz erst nach mehrern Jahren wieder einbringen, weil er so glücklich ist, den Ertrag abwarten zu können. Der Reiche kann neue Gebäude aufführen, und die alten gründlich verbessern; er kann Brunnen graben, Gärten anlegen, Mauern aufführen, eine Menge nüzliche Bäume pflanzen, und allerley verbessern lassen, was ein Aermerer nicht kann. — Dadurch verschönt er das Dorf, und hinterläßt ein ergiebigers Guth, welches ein ärmerer Besitzer nicht so würde verbessert haben. Seht hier eine Menge Gelegenheiten, mit dem Gelde Gutes zu stiften! Ist es demnach nicht unverzeihlich, wenn mancher Reiche seine Güther, aus Geiz oder Trägheit, mehr verwahrloset, als der Arme

aus Mangel? — Besser machen, besser werden, ist des Menschen Pflicht auf Erden! Wer da weiß Gutes zu thun und thuts nicht, dem ists Sünde. (Jac. 4, 17.) Auch das ist Sünde, wenn man Hof und Güther verbessern kann und thuts nicht. Jeder Mensch muß sich bemühen, rühmliche Spuren hinter sich zu lassen, und dazu hat der Reiche auch in Ansehung seiner Gebäude und Felder Gelegenheit. Seine Nachkommen rühmen und segnen ihn darum, und erinnern sich seiner bey jedem guten Werke, indeß der Kastenhüter bey allen aufgesparten Thalern vergessen ist.

3. Der reiche Landmann kann ferner Gutes in seinem Dorfe stiften, wenn er sich bemüht, recht vielen Leuten Verdienst und Brod zu verschaffen. — Der begütherte Ackersmann bedarf ohnehin mehrerer Arbeiter, und muß daher oft, wider Dank und Willen, Handwerkern, Tagelöhnern und Dienstboten einen Verdienst verschaffen. In so ferne ist also das Daseyn eines jeden Reichen vortheilhaft für seine Arbeiter, und diese wissen nicht was sie thun, wenn sie dem Reichen seine Güther nicht gönnen. Käme er auch darum: so fielen deßwillen seine Besitzungen nicht den Armen heim; wohl aber würden sie dann vielleicht einen Verdienst weniger haben. — Daß der Reiche den Handwerkern Verdienst und Brod verschafft, gereicht

reicht ihm indeß noch nicht zum Lobe, wenn er es nur nothgedrungen thut; Dann aber verdient er Lob und Dankbarkeit, wenn er absichtlich mehrere Menschen zu beschäftigen und ihnen Verdienst zu schaffen trachtet; wenn er besonders seiner gewöhnlichen Tagelöhner auch im Winter nicht vergißt, und sie mit Arbeit zu versehen sucht; und das kann jeder reiche Landmann, wenn er nur will. Es gibt z. E. allerley Arbeiten, die zwar den Daransatz vergüten, aber sonst wenig Vortheil einbringen. Diese bleiben meistentheils unverrichtet. Was soll ich für die Arbeit eben so viel zahlen als sie mir einträgt? heißt es. So aber denkt der Menschenfreund nicht. Ihm ist es Gewinnes genug, wenn er zu sich selbst sagen kann: du hast nun wieder einigen Armen Verdienst und Brod verschafft, und also diese Leute glücklicher gemacht! Ists nicht überhaupt ein Vergnügen, seine ganze Wirthschaft in der schönsten Ordnung zu sehen, gesetzt auch, daß man nicht von allen Tritten und Schritten die man bezahlt, großen Profit hat? — Was wäre es also für eine rühmliche Anwendung der Sonntagsruhe, wenn ein reicher Landmann durch seine Felder und Güther in der Absicht spazieren gienge, um nachzusehen, wo er wohl armen Leuten einen Verdienst, ohne seinen Schaden, verschaffen könnte! Hier sieht er z. B. eine

Wasserfurche, die seinen Acker seit einem halben Jahrhunderte schmälert. Sie ließe sich mit kleinen Steinen ausfüllen und mit Erde überführen; er gewönne dadurch ein beträchtliches Stückchen nutzbares Land; — aber die Steine müßen erst zusammen gelesen; ein moorigter Graben oder Weiher muß erst ausgehoben werden, um Erde zu erhalten, und dem Regenwasser muß man am Acker eine andre Ableitung verschaffen. — Dieß alles kostet Geld, und in 8 — 10 Jahren schlägt sich vielleicht der Daransatz erst heraus. Sollte das einen menschenfreundlichen Reichen abschrekken? — Nein, das hindert ihn nicht. — Mag es seyn! denkt er bey sich selbst. Ich bin Gott Lob in dem Zustande, den Daransatz machen zu können, und der Gewinn davon muß doch endlich auch kommen! indeß gebe ich einigen armen Leuten Verdienst und Brod, und trage durch die Verbesserung zugleich etwas zur Veredlung der Fluhr bey. Der Entschluß ist also gefaßt: die schädliche Wasserfurche soll ausgefüllt und die öde Stelle nutzbar gemacht werden. — Er geht weiter; Er findet einen Acker, dessen Fruchtbarkeit durch eine Menge Steine gehindert wird. Sogleich ist er entschlossen, einige arme Kinder des Dorfs hinzusenden und um ein kleines Tagelohn die Steine zusammen lesen und wegtragen zu lassen. Es fällt ihm die Was-

ser-

serfurche wieder ein, und er weiß nun schon, die aufgelesenen Steine gut zu verwenden. Das mühsame Sammeln und Wegschaffen der Steine fordert freylich so viel Auslage, als ihm die Verbeßrung des Ackers in sechs Jahren kaum nützt. Das hindert ihn aber nicht an dem Vorsatze. Im Geiste sieht er schon die Freude der Kinder über den kleinen Verdienst; er sieht ihre Geschäftigkeit auf dem Acker, um die verheissenen Groschen zu verdienen, von welchen das eine sich ein Stückchen Gewand anschaffen, das andre den Aeltern eine Erleichterung verschaffen will. — Er geht noch eine Strecke weiter, und kommt an ein Stück eigenen Waldes. Eine verödete Haide fällt ihm zuerst in die Augen. Diese sollte neu angesä't werden; zuvor aber müssen eine Menge fauler Stöcke ausgeräutet werden; das ganze Stück Haide will erst wohl umgegraben seyn, und das geht nicht ohne beträchtlichen Aufwand ab; die erste Nuzung davon ist indeß kaum in dreyßig Jahren zu erwarten, und der menschenfreundliche Besitzer schon über die Jahre hinaus, um den Ertrag selbst erleben zu können. Was soll er nun thun? — Seht! alle Bedenklichkeiten hindern ihn nicht, den öden Platz wieder besaamen zu lassen. Das Vergnügen, einigen wackern Tagelöhnern durch das Geschäft Arbeit und Brod zu schaffen, den Nach

kom-

men aber ein einträgliches Stückchen Wald zu hinterlassen, ist viel zu reizend für ihn. — So, meine lieben Zuhörer, so wird der reiche Mann, durch die vermehrte Arbeit ein Wohlthäter der Armen und Verschönerer und Veredler der Fluhr. Seine gute Absicht wird aber am Ende auch noch durch eigenen Vortheil belohnt, wenn dieser gleich nicht jeder Auslage auf dem Fuße folgt.

4. Ein reicher Ortseinwohner kann ferner viel Gutes stiften durch Vorschuß, durch Unterstützung der Bedürftigen mit Brod und andern Nothwendigkeiten des Lebens. Es versteht sich, daß er dabey nicht sündlichen Wucher suchen darf, wenn er sich ein wahres Verdienst erwerben will; er darf aber auch sein ganzes Verdienst nicht etwa auf einige Metzen Korn einschränken, die er Armen vorausgibt und abarbeiten läßt; er muß sich Mühe geben, fleißigen Leuten gründlicher zu helfen. Mit dem vorgegessenen Brode ist ihnen immer nur auf etliche Wochen gedient, und die alte Noth tritt alle Vierteljahre wieder ein. Sieht also der Reiche einen fleißigen und ordentlichen Haushälter, dem nichts als eine kleine Summe Geldes fehlt, um sich empor zu helfen: so sollte er gegen dieses Bedürfniß nicht unempfindlich bleiben. Ohne seinen Schaden könnte er z. E. einem armen Handwerker aus aller Noth helfen, wenn er

ihm

ihm Geld vorschösse, um sich das Zubehör zu seinen Arbeiten von der ersten Hand, wohlfeilern Preises und im Vorrathe verschaffen zu können. Ein armer Tagelöhner erwürbe sich vielleicht ein eigenes Häuschen, ein Aeckerchen, einen Weinberg ꝛc. wenn ihm nur jemand einen Theil des Kaufschillings um billiges Interesse gäbe, und nach und nach in kleinen Parthien wieder bezahlt nähme. Sieht also der Reiche, daß hier nicht die offenbarste Gefahr mit dem Darlehn verbunden ist, warum sollte er nicht aushelfen? Mittelleute und arme Ortsnachbarn können nichts vorstrecken; Auswärtige Reiche thun es nicht, weil sie den armen Mann nicht durchaus kennen und zu ferne von ihm sind, um den Fortgang oder Rückgang seines Haushaltens genau beobachten zu können; wer soll es also thun, wenn es der reiche Mitbürger des nämlichen Orts nicht thun will? Die Interessen kann er sich ja nach und nach abarbeiten, und das Capital in kleinen Summen abtragen lassen; das Häuschen aber, der Acker, der Weinberg ꝛc. dienen ihm indeß zum nothdürftigen Unterpfand. — Er sieht einen armen Mann, wegen eines sehr vortheilhaften Kaufes, zu dem er eben das Geld nicht hat; oder wegen einer Schuld, die er bezahlen soll, in Verlegenheit. — Wie verdient könnte er sich um ihn machen,

chen, wenn er ihm die kleine Summe ohne Zinsen auf einige Zeit vorstreckte! — Der Reiche hat allerley Lebensmittel zu verkaufen. Das Geld dafür braucht er nicht auf der Stelle. Ist es nun christlich, wenn er, wegen der Nachsicht von ein Paar Monaten, um die der Arme fleht, seine Waaren übertheuert? Und was soll man erst von ihm denken, wenn er ihm die Bitte ganz und gar abschlägt, weil er nicht baares Geld sieht? O wie schön ist die Lehre, die der alte Tobias (Cap. 4, 7. 8.) seinem Sohne gibt: Von deinen Güthern hilf den Armen, und wende dich nicht von den Bedrängten: so wird dich Gott wieder gnädig ansehen. Wo du kannst, da hilf den Dürftigen! — Durch eure Schuld, ihr Reichen, geräth mancher Arme in die Hände betrüglicher Juden. Er braucht z. B. ein Stückchen Vieh in seinen Stall. Würde er sich wohl in diesem Bedürfnisse an Juden wenden, und so gefährliche Accorde, bey denen er seinen Schaden voraus sieht, eingehn, wenn irgend ein reicher Ortsnachbar ihm das Vieh um billiges Geld auf Credit und gegen allmähliche Zahlung gäbe? — Leider aber ist fast kein Reicher zu einem so uneigennützigen Verkaufe geneigt, und die Undankbarkeit der meisten Armen gegen ihre Unterstützer und Wohlthäter, macht auch manches gute Herz abgeneigt! denn mancher leihet un-

ungern aus keiner bösen Meynung, sondern er muß fürchten, er komme um das Seine. (Sir. 29, 10.)

5. Der reiche Mann kann ferner in seinem Dorfe durch reichlichere Almosen, durch Beysteuern und Werke der christlichen Wohlthätigkeit ungemein viel Gutes stiften. — Armuth verhüten, ist freylich immer noch verdienstlicher, als Almosen geben. Ich habe daher zu dieser schönen Tugend eben erst zu ermuntern gesucht; indeß aber wird es doch überall noch eintreffen, was Christus zu seinen Jüngern sagte: Ihr habt allezeit Arme (der Almosen bedürftige) bey euch. — Unter den Dürftigen verstehe ich nicht nur die Bettler, die vor unsern Thüren Brod suchen; Viel würdiger sind gewöhnlich die Hausarmen, die des Bettelns sich schämen. Wie viel Gutes kann nun ein reicher Bauersmann an diesen, ins besondre durch allerley Lebensmittel thun, die er so groß nicht achtet, die ihm wenigstens nicht hoch zu stehn kommen! Wie liebreich kann er sie in Krankheiten erquicken, wenn er für sie eine gute und leichte Kost bereiten läßt; wenn er ihnen Arzneyen auf seine Kosten verschafft! wie verdient kann er sich um sie machen, wenn er ihnen und ihren Kindern zuweilen durch alle noch brauchbare Kleidungsstücke aus einer Verlegenheit hilft; sie mit einem

Geld-

Geldgeschenke unterstützt u. s. w.! — Der Reiche kann ferner gute Anstalten durch seine Beysteuern thätiger befördern als der Arme; kann durch sein Beyspiel auch andre von gleichem Vermögen aufmuntern und also Dinge zu Stande bringen helfen, die fünfzig Arme nicht zur Wirklichkeit würden gebracht haben.

6. Sogar nach seinem Tode kann er noch durch nützliche Vermächtnisse Gutes stiften, wenn er nicht nähere Pflichten gegen leibliche Kinder zu beobachten hat. Wie manche reiche Leute sterben Kinderlos dahin, und hinterlassen ihr Vermögen lauter lachenden Erbschleichern, die ihnen in jeden Morgen- und Abendseegen nichts bessers als den Tod, sich selbst aber die Hinterlassenschaft gewünscht haben! Oder ihre Verwandten sind selbst reiche Leute, die der Erbschaft nicht bedürfen. Wie viel besser könnten sie daher ihr Geld anwenden, wenn sie es zum Theil zu irgend einer nützlichen Anstalt bestimmten! Kann auch ein Landmann von seiner Hinterlassenschaft keine Spitäler und Waisenhäuser erbauen und erhalten: so kann er doch im Kleinern sehr dankenswerthe Anstalten machen. Der Schullehrer des Orts ist, zum Beyspiele, so schlecht besoldet, daß er mit drückenden Nahrungssorgen ringen, und, zum Nachtheile des Kinderunterrichts, sein Brod großentheils mit Handarbeiten ver-

verdienen muß. Kein tüchtiger, dem Amte gewachsener Mann, übernimmt unter solchen Umständen die Stelle, und die Gemeine muß sich mit blinden Leitern behelfen. Welch ein Verdienst um das ganze Dorf, wenn ein reicher, kinderloser Mann ein Capital, oder Felder, zu einer jährlichen Besoldungszulage vermachte! Oder der Schullehrer ist nothdürftig besoldet; die Kinder müssen aber Schulgeld bezahlen; arme Leute finden das sehr lästig und schicken, dieser Auslage willen, ihre Kinder ein Paar Jahre später zur Schule. Man bestimme die Zinsen eines Capitals zur Vergütung des Schulgeldes, und stifte dadurch eine Freyschule! — Das Ort ist groß; ein einziger Schullehrer ist nicht hinreichend, und doch fehlt es an Besoldung für einen zweyten. Welch beträchtlichen Beytrag könnten reiche, kinderlose Eheleute zu Errichtung einer zweyten Lehrstelle liefern! — Man bedarf einer bessern Orgel, einer Hauptverbesserung der Kirche, oder andrer öffentlichen Gebäude; die Kirchen- oder Gemeinkasse sind aber zu arm, den Aufwand zu bestreiten. — Wie leicht könnten da reiche kinderlose Leute helfen! — Denkt euch ferner Stiftungen zu Anschaffung nützlicher Schulbücher; zu jährlichen Almosen an arme Ortseinwohner und ähnliche Vermächtnisse: so werdet ihr euch ein kleines Bild machen können von dem

mancherley Guten, das ein reicher Mann noch nach seinem Tode stiften kann. Und wie viel andere gute Bestimmungen des Geldes könnten ihm nicht besondre Bedürfnisse des Dorfs an die Hand geben! Das Dorf hat z. E. keine öffentliche Baumschule. Stiftet einen Acker dazu und eine kleine Besoldung für einen Mann, der sie besorgt! Noch fehlt eine Arbeitsschule. Vermacht ein Haus dazu, oder eine Besoldung für eine Lehrerin, oder, wenn ihr reich genug seyd, beydes zusammen! — Sehet, so groß ist das Feld das vor euch liegt, ihr Reichen! Wie viel Saamen könnt ihr da ausstreuen, der euch noch Früchte der Vergeltung trägt in jener Welt! — Aber diese Saat muß vernünftig gewählt und ausgestreut werden. Man muß dabey weniger auf die Verewigung seines Namens, als auf die gute Sache sehen; muß nicht etwa ein kleines Capital zu sogenannten Communionkerzen, die man, für nichts und wider nichts, am hellen Tage verbrennt, stiften, und damit ein gutes Werk verrichtet zu haben glauben; sich nicht etwa auf ein neues Altar- oder Kanzeltuch, in dessen Mitte der Name des Stifters oder der Stifterin prangt; auf ein neues, zierlich vergoldetes Kreuz und ähnliche Kleinigkeiten sich einschränken; muß nicht zu den hundert Predigten, (deren ohnehin zu viel ist) ge-

gegen eine gewisse Bezahlung an den Prediger und Schullehrer noch eine neue stiften, oder gar auf Lächerlichkeiten verfallen, und etwa einem Marienbilde in der Kirche ein neues Mäntelchen umhängen. Die Stiftung muß wahrhaft nützlich seyn, wenn sie mit Recht ein gutes Werk heissen soll.

7. Und wie viel Gutes kann der reiche Mann, den Gott mit Kindern gesegnet hat, durch eine sorgfältigere Erziehung derselben bewirken! Dieß Gute würde, in manchem Anbetrachte, den Werth einer frommen Stiftung noch überwiegen! — Ihr Reichen möcht eure Kinder so gerne besser kleiden, und durch dergleichen äusserliche Dinge vor andern auszeichnen; damit aber geschieht der menschlichen Gesellschaft keine Gefälligkeit; ihr fügt ihr wohl gar Schaden zu, indem ihr den Kleiderpracht ins Dorf bringt und Aermere verleitet, es euch nachzuthun. Das aber würde ein großes Verdienst um euer Dorf seyn, wenn ihr euch bemühtet, eure Kinder besser zu erziehen, als arme Leute thun können. Bey eurem Vermögen habt ihr nicht Noth, eure Kinder in fremde Dienste zu geben; ihr könnt sie beständig um und bey euch behalten, und folglich genauer über ihre Sitten wachen. Ihr braucht sie nicht als Kinder zu verdingen; könnt sie also fleißiger zum Lernen, im Hause sowohl

als in der Schule, anhalten; könnt ihnen allerley nützliche Bücher kaufen; könnt sie auch ausser der Schule im Rechnen, Schreiben und in andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen; könnt eure Mädchen einer geschickten Näherin in die Lehre geben; könnt ihnen im Kochen, Backen und andern weiblichen Geschäften beßre Unterweisung verschaffen. Auf diese Weise sollten von Rechtswegen in euern Häusern die Kinder viel geschikter und besser werden, als in den Hütten der Armen. Ist das aber auch immer der Fall? — Bedenkt doch, wie viel Gutes ihr durch eine so sorgfältige Erziehung eurer Kinder im Dorfe stiften könntet! Der Reiche versorgt meistentheils alle seine Kinder in ihrem Geburtsorte; drey, vier und mehrere derselben lassen sich hier als Bürger und Bürgerinnen nieder; Um so viel gescheide, gute und reiche Einwohner ist also das Dorf schon vermehrt, und das Beyspiel derselben wirkt auch auf Andre. Sie breiten sich aber nun noch weiter aus. Sie erziehen gewöhnlich ihre Kinder wieder eben so gut, als sie selbst erzogen worden sind, und durch sie entsteht ein

Nach-

Nachwuchs von Menschen, der das ganze Dorf verbessert. Manches Dorf hat vorzüglich wackre Einwohner; geht man auf den Ursprung zurük: so verdankt man das oft einem einzigen Pärchen, das seine Kinder recht gut erzogen und dadurch das Dorf mit mehrern gutartigen Familien bevölkert hat. Zu dieser guten und sorgfältigen Erziehung hat aber niemand so viele Gelegenheit und Aufforderung, als die Reiche.

8. Der reiche Mann kann endlich auch durch sein sittliches Beyspiel und durch den Nachdruk seines Wortes mehr Gutes stiften als der Arme. Auf den Reichen sehn viel mehrere Augen als auf den Armen; seine Bescheidenheit, seine Eingezogenheit, seine Gerechtigkeit, sein Mitleiden, seine Tugend überhaupt machen einen vorzüglich tiefen Eindruk. Je mehr er Gelegenheit hat zu schaden, desto mehr wird er gelobt, wenn er das nicht thut, und nur zu nützen sucht. Von ihm heißt es recht wie Sirach sagt: Er konnte wohl Uebels thun und that es doch nicht; Schaden thun und that es auch nicht; darum

wird er billig gelobt und sein Name wird gepriesen in seinen Kindern auf die er geerbet ist. Je stärkere Versuchungen ein Reicher zur Schwelgerey und zum Hochmuthe hat; desto mehr wird seine Mässigkeit und Demuth bewundert und nachgeahmt. Er hält durch sein Beyspiel seine reichen Mitbürger gleichsam im Zaume und söhnet durch guten Gebrauch seiner Güther die Armen mit den Wohlhabenden aus. — Wie sein Beyspiel sichtbarer wirkt, so hat auch seine Stimme mehr Gewicht, als die Stimme des Armen. Der Reiche hat sieben Stimmen, sagt man daher im Sprichworte. Die Reichsten des Ortes werden gewöhnlich zu Mit-Vorstehern des Dorfes gewählt, und wenn das auch nicht ist: auf wen hört man wohl am meisten, wenn Gemeinssachen verhandelt werden? auf den Armen oder auf den Reichen? Wie verdient kann er sich daher machen, wenn er gute Vorschläge durchsetzen und besonders das Recht der Armen vertheidigen hilft! Er wird da gleichsam der Vormund der Unterdrückten und das Gegengewicht ihrer Unterdrücker. Wenn der Reiche

redet: so schweigt jedermann, und sein Wort hebt man in den Himmel, sagt Sirach; (Cap. 13, 28. 29.) wenn aber der Arme redet: so spricht man: wer ist der?

Seht, liebe Zuhörer, so viel vermag der Reiche, wenn es ihm nicht an Verstand und Willen gebricht. Er thut, sagt unser Text, grosse Dinge unter seinem Volke. — O daß alle begütherten Einwohner unsers Dorfes die Seeligkeit ihrer Lage recht einsehen und gebrauchen lernten! Ihnen ist viel gegeben; von ihnen wird auch viel gefordert werden.

Wer des Lebens Güther hat
Wenn sein Nächster schmachtet,
Und nicht hilft mit Rath und That,
Seines Grams nicht achtet,
Unempfindlich bey der Noth
Des verlaßnen Armen,
Der erwarte nicht von Gott
Nachsicht und Erbarmen!

Aber, wenn ihr in der Zeit,
Mild wie Gott gesinnet,
Schätze für die Ewigkeit
Sammlet und gewinnet:

O wie groß wird euer Lohn,
Euer Glük auf Erden,
Und wie groß durch Gottes Sohn
Einst im Himmel werden. Amen!

Fünfte

Fünfte Predigt.

Von der Neigung zu überflüssigem Aufwand (vom Luxus) unter Landleuten.

Ueber Sir. 20, 11.

gehalten

am 2ten Sonnt. nach Epiphan.

Unser heutiges Evangelium, meine l. Z., erzählt uns eine merkwürdige Begebenheit, die sich auf einer Hochzeit in dem Dörfchen Cana zugetragen hat. Hochzeittage werden fast von allen Völkern unter die Ehrentage gezählt, die man nicht leicht ohne Gastereyen zu begehn pflegt. Bey den alten Hebräern dauerten die Hochzeiten lediger Personen gewöhnlich sieben Tage, welches nothwendiger Weise ärmern Brautleuten lästig fallen mußte. Unter diese, nämlich unter die ärmere Classe, gehörte wahrscheinlich auch das Pärchen, dessen Hochzeit von Christo und seinen Jüngern besucht wurde. Der vorräthige Wein gieng bey dieser Gelegenheit zu Ende, und dessen noch mehr herbey zu schaffen, würde vielleicht für die jungen Leute ein lästiger Aufwand gewesen seyn. Maria, die Mutter unsres Heilandes, wahrscheinlich eine Verwandtinn des Hauses, sah daher diesen Mangel nicht ohne Beunruhigung; denn sie gehörte nicht unter die Art von Menschen, die, wenn sie zu einem Freudentage geladen werden, die Unkosten lieber vermehren als vermindern helfen.

sen. Von ihrem guten Herzen getrieben, wandte sie sich also an ihren Sohn — „Sie haben nicht Wein" sagte sie leise zu ihm; ohne Zweifel, um ihn zu veranlassen, diesem Mangel auf irgend eine Art abzuhelfen. Er aber, der sonst so theilnehmende Menschenfreund, schien dießmal ganz gleichgültig. „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen" erwiederte er. — Diese Antwort, l. Z. scheint eines so gefälligen Sohnes und theilnehmenden Verwandten gar nicht würdig; das auffallende liegt aber nur in Luthers Uebersetzung. Ganz anders klingt die Rede, wenn wir sie, wie sie eigentlich gemeynt war, übersetzen: "Liebe Mutter, laß uns unbesorgt seyn; noch ist es nicht Zeit, dem Mangel abzuhelfen." Daß Maria diese Rede auch so verstanden und nicht als abschlägige Antwort betrachtet hat, erhellt daraus offenbar, daß sie den Aufwärtern die Anweisung gab, ja ohne Weigerung zu thun, was ihr Sohn ihnen sagen würde; und bald darauf verherrlichte auch dieser den Tag durch das Wunder, welches in der Folge unsers Evangeliums erzählt wird. — In diesem Anbetrachte war es freylich gut, daß die Brautleute ihre Hochzeit grösser einrichteten als ihre Umstände wohl zuließen; aber wir, die wir keine Hoffnung haben, auf eine solche Art unterstüzt

zu werden, wollen daraus die Lehre nehmen, jeden Aufwand mit unserm Vermögen genau abzuwägen, und weder auf Gastereyen und andre Ehrenausgaben, noch auf Kleidungen und Hausgeräthe mehr zu verwenden, als wir, ohne merkliche Aufopferung, bezahlen können. Nicht nur unter Stadtbewohnern, auch unter Landleuten steigt die Liebe zum Pracht und üppigem Aufwande täglich höher, und stürzt viele Familien in Verlegenheit und Nahrungssorgen; hindert sie an Bestreitung des nothwendigern Aufwandes und schafft ihnen gleichwohl die Ehre und das Glük nicht, welches sie dabey suchen. Mit Recht sagt daher Sirach:

Wer sehr pranget, der verdirbt darüber;
wer sich aber drücket, der kommet empor.

Diese Worte, welche wir im 20sten Cap. Sirachs und dessen 11ten Verse finden, veranlassen mich heute, mit euch zu reden:

Von der Neigung zu überflüssigem Aufwande unter Landleuten.

Von diesem werde ich nicht nur einige Beyspiele anführen, sondern auch bey jedem Exempel den Nutzen und Schaden des immer höher steigenden Aufwandes zeigen.

Die

Die Neigung, durch überflüssigen Aufwand es Andern gleich, oder wohl gar zuvor zu thun, war wohl in Deutschland nie so allgemein als in unsern Tagen. Alle Stände sind von derselben ergriffen, und mit jedem Jahre steigt ihre Herrschaft über die Gemüther. Man begnügt sich nicht mehr mit dem, was die Nothdurft oder der Wohlstand erfordert; man will Ueberfluß; man will durch den überflüssigen Aufwand Aufsehen erregen. Man hat an den wohlfeilen Freuden des Lebens nicht mehr genug; die Freuden müssen glänzend und kostspielig seyn. Man verlangt nicht nur die nöthigen Bequemlichkeiten; eine Bequemlichkeit, die gefallen soll, muß auch etwas in die Augen fallendes haben. — Spräche ich vor einer Versammlung von Städtern: so würde ich in Verlegenheit seyn, aus so viel hundert Beyspielen von Pracht- und Verschwendungsliebe, die sich einem aufdrängen, die richtigsten auszuheben. Indeß aber fehlt es in unsern Tagen auch unter Landleuten nicht an dergleichen unnützem Aufwande; mit jedem Jahre vermehrt sich derselbe und wird am Ende noch, wie ich in der Folge zeigen will, traurige Folgen bringen.

Die Neigung der Landleute zu überflüssigem Aufwand zeiget sich

I. In

I. In der Beschaffenheit, Menge und Modeveränderlichkeit ihrer Kleider. Es gab Zeiten, und deren können sich die Greise unsres Dorfes noch wohl erinnern, da ein seidnes Tuch oder ein andres Kleidungsstük von feinerer Art, noch unter die Kostbarkeiten gehörte, die nur an hohen Festen zur Schau getragen wurden. Ein wohlgekleidetes Landmädchen unsrer Tage, würde man zu jener Zeit für eine staatsmässige Städterinn gehalten haben. Noch vor zwanzig Jahren hätte die reichste Bäuerin des Dorfes sich ein Gewissen darüber gemacht, es im Kleiderpracht so weit zu treiben, als jezt ihre Dienstmagd. Man glaubte auch nicht, die Kleider in solcher Menge haben zu müssen als jezt. Drey Anzüge waren schon ein stattlicher Vorrath, und niemand hielt es für Noth, unter einer Last von überflüssig vielen Röcken zu seufzen, um nur geputzt zu seyn. Die Mode war weniger veränderlich. Was die Braut sich anschaffte, das konnte sie noch als Grosmutter in eben der Form tragen, ohne verlacht zu werden. — Wie ganz anders in unsern Tagen! Die niedrigern Stände wollen es immer den Höhern, die Armen den Reichen gleich thun, und die höhern Stände, so wie die reichern Personen, wollen in Ansehung der Tracht die geringern und ärmern schlechterdings übertreffen. Dieser Wett-

eifer

eifer wird täglich allgemeiner und feuriger, und wenn es so fortgeht, so müssen in zwanzig Jahren alle die übeln Folgen, welche bereits schon von Stadtleuten und von denen die es ihnen nachmachen, hart empfunden werden, auch den Landmann treffen; nicht zu gedenken, daß schon jezt der Anfang dieser übeln Folgen auch auf Dörfern sichtbar genug ist.

Ich gehöre gar nicht unter die Feinde alles erhöheten Aufwandes; denn ich sehe lebhaft ein, daß ein gemäßigter Grad von Prachtliebe in unsern Tagen nöthig ist und seine gesegneten Folgen hat. Der Menschen wird immer mehr in der Welt; alle wollen Arbeit und Nahrung. Schränkten sich daher alle Stände nur auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ein: so würden viele Tausende nicht wissen, woher sie Arbeit und Brod nehmen sollen. Wollte der Reiche nicht mehr Aufwand machen, als der Arme: so würde nach und nach alles Geld in seine Kasse zusammen fließen und ausser Umlauf kommen. Soll er aber mehr Aufwand machen können: so müssen vielerley Gelegenheiten zu mehrern Ausgaben für entbehrliche Dinge vorhanden seyn. Die Prachtliebe spornt ferner den Geist der Menschen an, allerley neue Arbeiten und Kunstsachen zu erfinden. Wäre jedermann gleichgültig gegen die Schönheiten, wel-

che z. B. der Webestuhl, oder die Zizdruckerey liefern: so würde die Kunst in diesem Fache lang nicht so hoch gestiegen seyn, als sie gestiegen ist. Und wie würde es um alle andere Handwerke und Künste stehn? Die Prachtliebe der Menschen bringt endlich dem ganzen Volke mehr Geschmak an Reinlichkeit und an allem was schön ist bey, und das ist eben so wohl ein Vortheil, als die Erhöhung der Kunst und Geschiklichkeit. — Noch lange müßte ich fortfahren, um alle die Vortheile zu nennen, welche die Liebe zur Pracht erzeugt; aber der Nachtheil der daraus entspringt, ist doch noch weit grösser. Ich bleibe jezt blos bey dem Kleiderpracht stehn.

1. Leute, die sich einmal dieser Art von Prachtliebe ergeben haben, hängen großentheils so mit ganzer Seele daran, daß sie nichts wichtigers kennen als ihre Kleider, und für nichts so eifrig sorgen als eben dafür. Dadurch wird ihr Geist von weit nüzlichern und nothwendigern Dingen abgezogen. Sie denken, ein wesentlicher Vorzug des Menschen liege in seinen Kleidern, und glauben also durch ihren Puz alles ersetzen zu können, was ihnen in andern Stücken mangelt. Fangt mit manchem Mädchen an, von schönen Kleidern, Spitzen und Bändern zu sprechen, und es wird unerschöpflich redselig seyn.

Es wird mit einer so wichtigen Miene und mit so vieler Begeisterung davon sprechen, als ob die Wohlfahrt des deutschen Reichs davon abhienge. Lenkt aber nun das Gespräch auf hauswirthschaftliche Sachen, sprecht mit eben der Person von andern Kenntnissen, die ihr besser anstehen würden als Kleider; fangt überhaupt ein ernsthaftes Gespräch an, und sie wird ganz verstummen, wird wenigstens ohne Theilnahme davon reden. Sie wird alle Kleidungsstücke ihrer Mitschwestern kennen; wird euch zu erzählen wissen, was jede schikliches oder unschikliches an ihrem Leibe getragen hat; aber auf den Menschen selbst, auf das, was eigentlich nachahmungswürdig an ihm ist oder nicht, wird sie kaum Einen Blik gerichtet haben. Ein schöner Anzug und eine hübsche Gestalt wird sie für einen Mann ganz einnehmen, so wie im Gegentheil der Mangel dieser äusserlichen Dinge sie von ihm zurükscheuchen würde. Sie sieht einen Puz, den sie noch nicht besizt, und ihre Seele kommt nicht zur Ruhe, bis sie das nämliche Gewand auch angeschafft hat. Tadelt ihren Anzug, und es wird sie mehr kränken als ob ihr eine wichtige Ausstellung gemacht hättet. — Läßt sich nun etwas Gutes von einer Person hoffen, deren ganzer Geist am Kleiderpracht hängt? Kann eine solche eine Wirthschaft genau überschauen, die nur

für

für den Kleiderschrank zu sorgen gewohnt ist? und werdet ihr in ihrem Umgange ein dauerhaftes Vergnügen finden, wenn sie von nichts mit Herzlichkeit zu sprechen weiß, als von den Kleinigkeiten der Mode und des Kleiderstaats? — Wie oft hört man die Klage über Mägde: "sie denken an nichts als an Spitzen und Bänder!" und wie mancher Hausvater muß für alles allein sorgen, weil seine Gattinn ihr Dichten und Trachten nur auf ihren Putz einschränkt?

Wendet mir nicht ein, daß es auch Frauen und Töchter gibt, die, bey all ihrer Prachtliebe, doch gute Wirthschafterinnen sind. Ich gebe das selbst zu; aber deßwillen bleibt es doch ausgemachte Wahrheit, daß weit mehrere über der rasenden Kleiderliebe alles wichtigere vergessen.

2. Diese Stimmung des Geistes macht ferner, daß viele nur durch ihren Anzug zu gefallen suchen. Von den Kleidern schließt man allerdings auch auf den Geist und auf die Gesinnung eines Menschen. Ein schmutziger oder unordentlich umgeworfener Anzug, läßt uns z. E. auf die Unreinlichkeit und Unordnung einer Person überhaupt so ziemlich gewiß schließen; billig sollte daher jedermann darauf sehen, auch durch sein Aeusseres ein gutes Vorurtheil für sich zu erwecken; aber er muß nicht allein, auch nicht einmal haupt-

sächlich dadurch gefallen wollen. Ein Wirth, der nur durch die Vergoldung des ausgehängten Schildes sich Beyfall zu erwerben suchte, würde seine Absicht gewiß verfehlen. Ein Fremdling würde sich vielleicht verleiten lassen, vom Aeussern aufs Innre zu schliessen; aber auch dieser würde nur ein einziges mal durch den äussern Schein geblendet werden. — Und was gefällt denn eigentlich an solchen Leuten, die ihren ganzen Werth auf den Putz setzen: die Kleidung oder die Person? — Der eigentliche Schmuk des Weibes, sagt Petrus (1 Petr. 3, 3. 4.) soll nicht auswendig seyn mit Haarflechten und Goldumhängen, oder Kleideranlegen; sondern der verborgne Mensch des Herzens unverrükt, mit sanftem und stillem Geiste, das ist köstlich vor Gott. — Der üppige Putz ist wohl oft daran Schuld, daß man gerade nicht gefällt. Mancher gescheide Jüngling wird durch den übertriebenen Kleiderstaat abgeschrekt, einem Mädchen, das er ausserdem vielleicht lieben würde, seine Hand zu bieten, weil er den üppigen Anzug für ein Merkmal der Eitelkeit und Verschwendungssucht ansieht. Ein reinlicher, ordentlicher Anzug, zu welchem die Person selbst das meiste gesponnen hätte, würde gewiß mehr Eindruk auf ihn gemacht haben. Wenn er auch die Geputztere bey einem Tanze der weniger ge-

schmükten vorzieht: so folgt daraus gar nicht, daß er es auch bey der Wahl einer Gattinn thun werde. In diesem Falle fragt er nach ganz andern Vorzügen.

3. Der unmässige Kleiderstaat veranlaßt ferner mehr Aufwand, als manche Leute in ihren Umständen zu machen vermögen, und in diesem Anbetrachte ist er am allerschädlichsten. — Wenn nur sehr begütherte Leute diesen Aufwand machten, dann ließe er sich allenfalls entschuldigen; aber wer weiß es nicht, wie gerne die ärmern es ihnen gleichen thun, sie wohl gar zu übertreffen suchen? — Der weniger begütherte hat oft mit dem mehr begütherten gleichen Stand und Rang, oder geht ihm wohl gar vor. Er hält sich daher (freylich irriger Weise) an seiner Ehre gekränkt, wenn er nicht im Aufzuge mit jenem wetteifert. Die Begierde, wenigstens reich zu scheinen, wenn man es auch nicht ist, herrscht allenthalben und unter allen Ständen, und das gemeinste Mittel seinen Reichthum sehen zu lassen, ist der Kleiderpracht. Bedenkt nun einmal den Schaden, den eine einzige Person durch diese Prachtliebe über ein ganzes Dorf bringen kann! Wie eine Seuche greift die Kleider- und Modesucht um sich. Nach wenig Wochen erscheinen schon mehrere in gleichem Putze, und ehe ein Jahr vergeht, ist dieser Aufwand schon

zu einer Art von Bedürfniß geworden. Da hat mancher arme Vater, der sich besinnt und härmt, wovon er seiner Familie das tägliche Brod und nothdürftige Gewand schaffen will, vor seinen Kindern weder Ruhe noch Rast, bis er einen entbehrlichen Putz mit Schulden herbeyschafft, und gleichwohl sind diese noch immer nicht befriedigt, weil ihr Staat nicht hinlangt an den Aufzug Andrer. Der Mittelmann, dem es um etliche Gulden zu thun seyn muß, weiß bey der Prachtliebe keinen Heller zu erübrigen, und der Reiche geizt wieder am Bettler und Arbeiter herab, was er an überflüssigen Putz verschleudert. Einige Groschen auf ein nützliches Schulbuch zu verwenden, ist ihm zu viel; aber eben so viele Gulden für ein unnützes Kleidungsstück auszugeben weigert er sich gar nicht. So muß oft das nützliche dem unnützen nachstehn. — Seht auf die Dienstboten in unsern Tagen. Der Kleiderstaat nimmt unter ihnen täglich mehr über Hand. Alle Jahre verlangen sie mehr Lohn, und gleichwohl erübrigen sich die meisten alle Jahre weniger. Sonst dachten noch die Mägde, wie sie ein Bett und etwas Geld zu einer Ausfertigung oder einen Nothpfennig fürs Alter erwerben möchten. Jezt sind die meisten viel zu viel für Kleider und Putz eingenommen, als daß ihnen noch etwas zu diesen Absichten

sichten könnte übrig bleiben. Knechte suchten sonst eher als jezt, etwas zu ersparen, um einmal davon eine eigene Haushaltung anfangen zu können. Was entsteht aber aus dem allen? — Sie gewöhnen sich im Dienste an den überflüßigen Aufwand, den sie, wenn sie einmal in ihre eigene Haushaltung kommen, unmöglich fortsezen können. Nun wird ihnen das Entbehren doppelt sauer, und sie bedauern zu spät, einst mit ihrem Gelde nicht besser gewirthschaftet zu haben.

Doch, wie gesagt, noch haben wir immer nur den Anfang von den übeln Folgen, welche der täglich höher steigende Kleiderpracht nach sich zieht. Noch ist der Aufwand erträglich; aber wie lange wird er das bleiben, wenn er immer so fortsteigt wie seit fünfzehn Jahren? Bald wird es den Landleuten eben so gehn, wie so vielen Einwohnern großer Städte, die das ganze Jahr mit Sorgen und Schulden ringen, weil die üppige und stets wechselnde Mode in Kleidern und Hausgeräthen, der zu häufige Aufwand auf Gesellschaften, Spiele und andre Dinge, bey weitem ihr Einkommen übersteigt.

Sollen aber die Reichen, denen der große Aufwand nicht lästig ist, um der Armen willen sich einschränken? Warum nehmen diese die Reichen zum Muster? warum ahmen sie alles nach,

was ihnen ihr häuslicher Zustand nicht erlaubt? könnte man fragen. Allerdings sollte der weniger begütherte nicht den mehr begütherten zum Muster nehmen; wenn es nun aber einmal so ist: so sollte der Reiche nicht muthwillig seine ärmern Mitbrüder ins Verderben ziehen, und lieber selbst etwas entbehren, als es andern, die es nicht bezahlen können, zum Bedürfniß machen. Sein Beyspiel von Genügsamkeit und Einschränkung würde gewiß nicht ohne gute Folgen bleiben. Die Aermern würden sich scheuen und schämen, an seiner Seite sich so sehr zu überheben, und so würde er gleichsam ein Damm gegen das einreissende Verderben. — Sagt mir doch, würde ein Knabe, der sich aufs Schwimmen versteht, löblich handeln, wenn er in Gesellschaft Anderer, die das nicht können, bis an den Hals in das Wasser gienge, ob er gleich sähe, daß alle die andern nothwendig ertrinken müssen, wenn sie nur in die kleinste Vertiefung gerathen? würdet ihr es nicht ihm zur Schuldigkeit machen, sich lieber selbst am Ufer zu halten, als andre, die sich nicht warnen lassen und es ihm schlechterdings, ohne seine Kunst zu besitzen, nachthun wollen, in Lebensgefahr zu stürzen? — Die Anwendung dieses Gleichnisses ist so leicht, daß ich sie wohl nicht erst selbst machen darf. Glaubt indeß nicht,

daß

daß ich der Nachläßigkeit und dem unreinlichen Wesen das Wort rede, wenn ich dem übertriebenen Kleiderstaat keinen Beyfall gebe. Auch verlange ich nicht, daß man sich gar nicht nach dem Geschmacke und nach der Verfeinerung des Zeitalters richten soll. Nein, ich liebe und lobe die Reinlichkeit, und ich sehe nicht ohne Vergnügen, wie sie auch unter Landleuten immer allgemeiner wird. Ich tadle es gar nicht, wenn man auch von den Gesetzen der Mode das nothwendigste mitmacht. Nur die Uebertreibung tadle ich, nur das gefällt mir nicht, wenn man mehr thut als die Umstände, in welchen man lebt, erlauben und fordern. Ueberdieß bemerkt man oft mit Widerwillen, wie der höchste Grad von Modesucht und Prachtliebe, sich mit der häßlichsten Unordnung und Unreinlichkeit in einer und eben derselben Person vereinigt.

II. Doch ich breche hier ab, um noch einige Beyspiele von überflüssigem Aufwand unter Landleuten an sogenannten Ehrentagen anzuführen. — In den ältern Zeiten, da man in Kleidungen, Hausgeräthschaften und andern Dingen nicht die Hälfte so viel nöthig hatte als jezt, da Getreid, Fleisch und Wein noch äusserst wohlfeil waren, und das Volk nichts bessers wußte als essen und trinken, wurden bey allen An-

Anlässen Gastereyen gehalten. Diese Gewohnheit hat sich bis auf unsre Zeiten fortgeerbt, und mußte in mehrern Gegenden durch obrigkeitliche Verordnungen eingeschränkt werden.

Bedenkt einmal, l. F., wie viel auf Hochzeiten, Kindschenken und Leichenbegängnisse verwendet wird, und ihr werdet mir recht geben, wenn ich diesen Aufwand nicht nur überflüssig, sondern auch schädlich nenne. Sollte man glauben, daß Schwiegerältern, die bey der Zusammenheyrathung ihre Kinder wie auf einem Jahrmarkte handeln und um ein einziges Stückchen Vieh oder um ein Viertel Acker fast die Verbindung wieder zurück gehn lassen, sich entschliessen können, auf eine Hochzeit drey- bis vierhundert Gulden zu verwenden? So widersprechend das aber auch scheinen mag, so alltäglich ist die Erfahrung. Sollte man glauben, daß arme Brautleute, die Hälfte ihrer ganzen Habseligkeit an ihrem Hochzeittage verschleudern können, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht in zwanzig Jahren nicht wieder erübrigen, was ihnen der einzige Tag kostet? Sollten Leute dieser Art nicht überlegen, wie sauer ihnen ohnedieß die neue Einrichtung werden wird; wie leicht eine einzige Krankheit ihr ganzes bischen Vermögen gar verschlingen könnte; wie viel ihnen nun die Erziehung der zu hoffenden Kin-

Kinder kosten, und wie schwer es oft halten wird, nur das tägliche Brod für eine oft zahlreiche Familie zu erringen? Daran scheinen aber viele gar nicht zu denken. Es ist ein Ehrentag der nicht alle Jahre kommt, heißt es. Gerade als ob der Ehrentag nicht ohne Verschwendung gefeyert werden könnte! Und wem geschieht denn nun eine Ehre damit? den Brautleuten und ihren Aeltern? — Nun ja, wenn ihnen mit der entsetzlichen Plage, die mit der Ausrüstung einer großen Hochzeit verbunden ist; wenn ihnen mit der unmäßigen Auslage eine Ehre geschieht; wenn sie es für Ehre halten, am Ende doch noch da und dort Verdruß aufzuheben, und von unersättlichen Leuten oben ein gescholten zu werden, daß des Aufwandes nicht noch mehr war, oder daß der und jener in dem Getümmel übersehen wurde — dann wiederfährt ihnen freylich Ehre genug. Ich meines Theils aber würde mich nicht entschließen können, eine solche Ehre so theuer zu bezahlen. Gesetzt aber auch, daß alle Gäste und Brodlaurer, alle gaffenden Kinder und Abendtänzer, die Hochzeit vom Heyrathstage an bis zum sogenannten Tischrucken *) lobten, (welches doch nicht leicht der

*) Die Einweihungsvisite, welche die Hochzeitgäste, nachdem sie schon am Tage des Eheverspruchs und in den Tagen der Hochzeit auf Kosten der Brautleute gezecht haben, am nächsten Sonntage nach der Copulation machen.

Fall seyn wird) was habt ihr denn für Ehre davon? hält euch darum jemand für besser als andre, und kann euer eigenes Herz euch darum ein ehrenvolles Zeugniß geben? Würde nicht weit mehr Ehre darinn liegen, wenn ihr den zehnten Theil des versplitterten Geldes auf ein gutes Werk verwendet hättet! — Aber auch den Gästen geschieht keine wahre Ehre. Sind nicht alle froh, wenn die Tage des Wohllebens, die ihr ihnen bereitet, vorüber sind? Ueberladen mit Essen und Trinken, ganz erschöpft von Wachen und Tanzen, sehnen sich alle wieder nach ihrer häuslichen Ordnung und Ruhe. Bey der Einladung erschrecken schon viele, weil die Geschenke, die sie dem Brautpaare machen müssen, ihnen zu kostspielig sind, und doppelt mißvergnügt gehn manche von der Gasterey selbst, wenn ihnen von einem Trunkenen oder von sonst einem unhöflichen Menschen eine Unehre angethan worden ist.

Wie überflüssig und schädlich ist ferner der Aufwand bey Kindtaufen. Die Gewohnheit, auch da eine förmliche Gasterey zu geben, ist zwar bey uns endlich abgekommen; aber ein Ueberrest davon ist doch noch geblieben. Mancher Vater, der bey der Geburt seines neuen Haus- und Tischgenossen fast erschrikt, weil er nicht weiß wie er sich mit all seinen Kindern durch die Welt

helfen soll, hält es gleichwohl für ein Nothwerk, eine ganze Schaar Nachbarinnen zusammen zu bitten und wohl gar Schulden zu machen, um diese nach Landessitte bewirthen zu können. Laßt aber auch jeden Vater reich genug seyn, um den Aufwand gar nicht zu fühlen — wie manche Wöchenbetterin wird über den Anstalten, die man da macht, versäumt und verwahrloset! Wie manche wird von dem Getümmel, das von Mittag an bis gegen Mitternacht um ihr Bette herrscht, von den beängstigenden Dünsten, die von so vielen Menschen in einem engen Zimmer entstehn und von dem vielen Reden, wozu man sie durch müssige Fragen zwingt, tödtlich krank! Nicht zu gedenken, daß sie, Angesichts ihrer Gäste, die gehörige Bequemlichkeit nicht hat, und, wenn es ihr auch nicht schadet, wenigstens doch sechs bis acht Stunden in der unerträglichsten Quaal liegen muß. — All das Uebel duldet sie indeß, weil sie es für eine Art von Nothwendigkeit hält. —

Bey Erwähnung der Kindschenken erinnre ich mich auch der vielen sogenannten Ehrenausgaben, die mit den Gevatterschaften verbunden sind, und diesen sonst so angenehmen Freundschaftsdienst zu einem lästigen Geschäfte machen. Welch eine Last für Mittelleute, fünf, sechs Taufpathen alle Ostern und Neujahre nach der leidigen Sitte zu beschenken,

ken, der Eingebinde und andrer Ausgaben gar nicht zu erwähnen! Ist's nun ein Wunder, wenn sie sich weigern, im Nothfalle einen verwaisten und verlaßnen Täufling anzunehmen, da ihnen die Gevatterschaften ohnehin Last genug machen?

Wie der Tauftag der Menschen mit überflüssigen Ausgaben gefeyert wird: so begeht man auch den Tag ihrer Beerdigung mit einem Aufwande, der für manche Haushaltung mehr Sorgen und Kummer macht, als der Todesfall selbst. Wenn man vor unzeitiger Sparsamkeit nicht einmal einen Arzt gerufen und den Kranken halb unverpflegt gelassen hat: so glaubt man doch nach seinem Tode nicht mehr sparen zu dürfen. Jezt wendet man mehr auf, als die Verpflegung des Kranken sammt dem Arzte (wodurch man vielleicht das Leben des Verstorbenen gerettet hätte) würden gekostet haben. Was Pflicht war, that man also nicht, und was blos die vermeintliche Ehre fordert, das glaubt man thun zu müssen. — Ich verlange keinesweges, daß man die Verstorbenen ganz ohne Sang und Klang begraben und sie allenfalls in einem Sacke verscharren soll; so will ich selbst nicht begraben seyn; Aber wozu nützet in aller Welt die wunderliche Gewohnheit, den Verstorbenen, hoch aufgeschmükt, zur Schau auszustellen; in einer eigenen Trauertracht dem Sarge zu folgen, und diese

fast Jahr und Tage fort zu tragen, indeß man im Herzen oft gar nichts von Trauer fühlt? Und fühlt man sie, warum erneut man durch die schwarze Tracht so lange Zeit alle Tage seinen Kummer? Hat man keine besondre Tracht bey fröhlichen Ereignissen, warum muß man sie eben bey traurigen Zufällen haben? Ich weiß wohl, daß der Aufwand auf Flohr und Trauerkleidung den Landleuten unsrer Gegend so nachtheilig nicht ist als den Stadtbewohnern, da sie ohnedieß alle mit schwarzem Gewande versehen sind; bey alle dem aber fehlen so mancherley Stücke zum ganzen Trauer-Anzuge, daß nicht leicht ein Todesfall in der Familie ohne merkliche Unkosten abgehn wird. Wie schwer fällt es nicht den ärmern Ortsnachbarn, das ganze Haus, bis auf das sechsjährige Kind herab, mit den kleinen Kleidungsstücken zu versehn, die eine Trauer fordert, und wie weit lästiger ist der übrige Aufwand! Der Vater, der das Brod schaffte, ist gestorben; die ganze Familie sieht mit Nahrungssorgen in die Zukunft hinaus. Gleichwohl wird eine Menge von Anverwandten und Freunden auf einen sogenannten Leichentrunk eingeladen, nicht anders, als ob der Todesfall die Umstände des Hauses verbessert hätte; nicht anders, als ob man ein Freudenfest begehn wollte! — Ist das nicht sogar für wohlhabende

Leute eine unerträgliche Last? Das ganze Haus ist in Kummer, und in all dem Kummer muß man noch auf die Bewirthung seiner Freunde und Verwandten denken. Während der Krankheit des Verstorbenen hat man seine Kräfte durch Wachen, Sorgen und Weinen erschöpft. Jezt, da man der Erholung so sehr bedarf, zieht man sich noch eine ganz überflüssige Unruhe über den Hals. Die eingeladenen Gäste vermehren überdieß oft, zum Dank für die genossene Ehre, den Kummer des Trauerhauses durch ihre leichtsinnige Aufführung, indem sie, wie bey einem frohen Zechgelage, zuweilen lachen und lärmen, sich betrinken und keine Spur von wahrer Theilnahme blicken lassen. — In manchen Fällen erzeigt man aber den Leichengästen nicht einmal eine Ehre durch die Einladung. Einige scheuen sich überhaupt, in einem Hause, woraus erst ein Todter getragen worden ist, zu essen und zu trinken, und nun gezwungner Weise suchen sie ihren Eckel zu unterdrücken. Zuweilen hat dieser Widerwille noch einen besondern Grund. Der Beerdigte ist an einer ansteckenden Seuche oder an einer eckelhaften Krankheit gestorben; man scheute sich, ihn auf dem Krankenbette zu besuchen, und nun soll man in dem Zimmer, in welchem er verblichen ist, essen und trinken? — und doch beleidigt man die

hin-

hinterbliebene Familie, wenn man nicht auf ihre Einladung erscheint. — Wie mancher Leichenbegleiter hat schon bey solchen Gelegenheiten eine Krankheit, oder wohl gar den Tod geholt! — Wie sehr wäre daher zu wünschen, daß sich das Volk von dieser lästigen und gefährlichen Gewohnheit abbringen ließe! — Wer nicht aus Liebe zu dem Verstorbenen oder zu seiner Familie die Leiche begleiten, wer dem Hause nur Kosten und Unruhe verursachen will, der bleibe davon! — Leute von der Art sind einem ohnedieß kein Trost. Selbst Herzensfreunde, die nur mit dem ganzen Troß von Begleitern zu einem kommen, bringen dem Bekümmerten wenig Erleichterung; denn der Zulauf von Leuten hindert das ganze Haus, mit irgend jemand sich vertraut zu besprechen, und der ganze Trost, den man meistens von den Gästen zu erwarten hat, besteht in der auswendig gelernten kalten Beyleidsversicherung. Ist also nicht der Aufwand, den man auf das stattliche Leichenbegängniß und auf die Bewirthung der Begleiter verwendet, nicht wahrer Ueberfluß? In einem Dorfe wie das unsrige, wo ohnedieß, wenn nicht die Arbeit allzu dringend ist, Groß und Klein selbst die Leichen der Kinder begleitet, bedarf man ja ohnehin der Lockspeise nicht.

Dieß, liebe Zuhörer, sind, denk' ich, der Beyspiele genug von überflüßigem Aufwande unter uns. Und doch habe ich nur solche Exempel angeführt, die mir, so zu reden, zu nächst an der Hand lagen. Wie leicht könnte ich sie noch mit einer Reihe andrer Beyspiele vermehren, wenn ich nicht fürchten müßte, eure Aufmerksamkeit zu ermüden. Möchte doch das bis-

her gesagte nur einigen Eindruck gemacht und ein nüzliches Nachdenken veranlaßt haben! Möchten besonders die, deren Vermögen eigentlich nur für die Nothdurft hinreicht, die Unnüzlichkeit so mancher Ausgabe recht einsehen und sie darum vermeiden! Möchten sich Alle von der Wahrheit unsres Textes überzeugen: Wer sehr pranget, der verdirbt darüber, wer sich aber drücket, der kommt empor. O wie viele Sorge, wie viel Zwang und Mühe würde dann weniger auf der Welt seyn! denn ein grosser Theil unsrer Sorgen wird dadurch verursacht, daß wir das Ueberflüssige für nothwendig halten und entbehrlichen Dingen nachjagen. Wie viel Gutes würden wir unterstüzen, befördern und bewirken können, wenn wir nicht so oft unser Geld unnüz verschleuderten! Wann werden wir einmal aufhören, in den Augen und in den Vorstellungen Andrer zu leben und in Dingen eine Ehre zu suchen, in denen nicht die geringste Ehre liegt? Wann werden wir einmal aufhören, auf eine so auffallende Art Geiz und Verschwendung, Ehrfurcht und Niederträchtigkeit in einer und eben derselben Seele zu vereinigen? Wann werden wir einmal nicht mehr über unerschwingliche Ausgaben klagen und doch immer muthwillig die Summe der Ausgaben selbst vermehren? Es ist und bleibt eine unumstößliche Wahrheit:

Der Mensch braucht wenig, und auch das
Nur eine kurze Zeit.

Laßt uns durch unser Bezeigen erweisen, daß wir diese Wahrheit erkennen.

Amen!

Sechste

Sechste Predigt.

Ueber einige Fehler, durch welche sich viele Landleute bey ihren Arbeiten an der Gesundheit schaden.

Ueber Sir. 37, 30. 31.

gehalten

am 5. Sonnt. nach Trinit.
1793.

Ein heilger Trieb belebe mich,
O Höchster, meine Pflichten
In deiner Furcht, gestärkt durch dich,
Mit Freuden zu verrichten.
Ein Herz, das sich des Guten freut,
Gibt zu der Arbeit Munterkeit,
Versüßt uns ihre Lasten.

Es kommt nun wieder die seegensvolle, aber auch für Landleute mühselige Zeit, in welcher euch die reifende Saat zur Aernte ruft. Was Petrus in unserm Evangelio von sich und seinen Gefährten sagt: „wir haben die ganze Nacht gearbeitet!" das könnt ihr nun bald von dem ganzen Tage sagen. Mit Aufgang der Sonne greift ihr zur Sichel, und führet sie bis zum Untergange fort. Allerdings ein hartes Tagewerk; aber ein Tagewerk, das durch die Aernte reichlich belohnt wird. Nicht so bey Petro und seinen geschäftigen Freunden. Wir haben die ganze Nacht gearbeitet, versicherten diese, und haben nichts gefangen. — „Wir haben den ganzen

ganzen Tag gearbeitet und wenig geärntet" — hörte man auch bey euch im vorigen Jahre klagen. Eben da unsre gesegnete Fluhr in der schönsten Blüthe stand, vernichtete ein Hagelschlag eure schönen Hoffnungen. Der Arme stand vor seinem einzigen Aeckerchen, und sah mit Thränen auf die Verwüstung. Schon hatte er mit Freuden berechnet, wie lange die kleine Aernte für ihn und seine Kinder hinreichen würde — und ach! kaum hatte er nun die Aussaat zu hoffen. Der Reiche gieng mit Bestürzung von einem Acker zum andern, um sich mit dem wenigen, das die Schlossen verschont hatten, zu trösten. An den Verkauf dachte niemand mehr. Jeder sann nur auf das tägliche Brod für sich und die Seinigen, und die Sorgen darum waren um so größer, je höher schon damals die Preise der Lebensmittel gestiegen waren. Welcher Jammer, wenn auch das heurige Jahr dem vorigen an Mangel gliche! Wie groß ist daher unsre Freude, mit der wir nun auf unsre früchtevollen Fluhren hinblicken; nun da wir durch Unglück den Werth der Güther recht schätzen gelernt haben. Wie leicht würde es mir seyn, diese Gefühle des Danks in euch zu verstärken, da ihr ohnehin zu denselben gestimmt seyd; aber schon das schöne Lied, das wir eben

gesun-

gesungen haben, *) wird euch vermuthen lassen, daß ich nicht gesonnen bin, über diesen so erwecklichen Gegenstand zu reden. Ich wählte ein Lied, das vom hohen Werthe unsrer Gesundheit und von den Pflichten handelt, die wir unserm Leibe schuldig sind. So unzusammenhängend auch das Evangelium, und die bevorstehende Aernte mit diesem Liede zu seyn scheinen: so gaben sie mir doch die nächste Veranlassung zur Auswahl desselben. Ich wurde nämlich durch die Arbeitsamkeit der fleißigen Männer, von denen das Evangelium erzählt, ganz natürlich an die vielen Arbeiten erinnert, die Euch nun, ihr Lieben, bevorstehn; und weil sich eben so natürlich an diesen Gedanken ein andrer anschloß, nämlich dieser: wie viele Krankheiten könnten auch heuer wieder aus der vielen Anstrengung in der großen Sommerhitze entstehn, wenn die Arbeiter ihrer Gesundheit nicht besser wahrnehmen als im ehvorigen Jahre, in welchem die Ruhr während der Aernte so sehr über Hand nahm, daß vielleicht keine 50 Menschen unsers Dorfes verschont blieben: so konnte ich den Entschluß in mir nicht unterdrücken, ganz besonders von den Fehlern zu reden, durch welche sich so viele Landleute bey ihren Arbeiten an der Ge-

*) Nr. 329 im neuen anspachischen Gesangbuche: Des Leibes warten und ihn nähren etc.

Gesundheit schaden. Der Text, den ich dabey zum Grunde legen will, steht:

Sir. 37, 30. 31.

Mein Kind, prüfe, was deinem Leibe gesund ist; und siehe was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht. Denn allerley dienet nicht jedermann, so mag auch nicht jedermann allerley.

Nach Veranlassung dieses Raths, und mit besondrer Hinsicht auf eure Arbeiten, will ich also jezt mit euch reden:

Von einigen Fehlern, durch welche viele Landleute bey ihren Arbeiten sich an der Gesundheit schaden.

Wenn Sirach in dem vorgelesenen Texte sagt: prüfe was deinem Leibe gesund ist ꝛc. so geht seine Lehre sowohl den Vornehmen als den Geringen, den Städter sowohl als den Landmann an; Ich aber werde mich besonders auf die eigenen Fehler einschränken, durch welche Landleute bey ihren Arbeiten sich schaden. Ich sage „bey ihren Arbeiten“; denn wenn ich mich auf alle Fehler in der Lebensart des Landvolkes einlassen wollte: so würde ich vielleicht in zehn Predigten nicht fertig.

1. Ihr

1. Ihr schadet euch erstlich bey euern Arbeiten durch allzuheftige Ermüdung. Wer so sehr sich anstrengt, daß er von der Arbeit ganz erschöpft ist, und eine Schwäche fühlt, die nahe an Ohnmacht grenzt, der ist immer in großer Gefahr krank zu werden, oder gar zu sterben. Da wollen manche die Arbeit, die entweder ihnen selbst gehört, oder ihnen nicht nach dem Tagelohn bezahlt wird, zu schnell vollenden; oder mit einer bald vollendeten Arbeit noch vor Nachts fertig werden, um nicht noch einmal daran anfangen zu müssen; sie bieten also die lezte Kraft auf und trösten sich mit der zu hoffenden Ruhe; diese kommt ihnen aber oft zu spät. Es ist ferner ein Fehler, daß so viele nicht ihren Leib, sondern die Glocke fragen, ob es Zeit zum Feyerabend ist. Man kann nicht einen Tag so viel leisten als den andern. Allerley Umstände wirken auf uns, die uns heute schwächer, und morgen kräftiger machen. Unsre Natur, das Gefühl unsrer selbst, muß uns also sagen, ob es Zeit zum Aufhören ist oder nicht. — „Das kann aber nicht jeder. Wer um das Tagelohn arbeitet, muß sich ja nicht nach dem Glokenschlage richten," werdet ihr sagen. Ich weiß das nur allzuwohl; ich weiß aber auch, daß man in diesem Falle nur selten Noth hat, abzuwehren. Wer nach Stunden arbeitet, überar-

beitet sich nicht leicht. Fühlt er aber doch eine ungewöhnliche Ermattung: so lasse er sich lieber ein Paar Stunden am Tagelohn abziehn, und höre zur rechten Zeit auf. Wenigstens ruhe er eine kurze Zeit, genieße etwas, wenn Lust dazu vorhanden ist, und frage sich dann selbst, ob er wieder neue Kräfte habe oder nicht. — Zuweilen erfolgt auf eine zu lang anhaltende, übermässige Arbeit, eine Entkräftung und Schwäche, von der sich der Kranke selten wieder erholt. Wie oft heißt es: „Der oder jener ist gesund und frisch an die Arbeit gegangen; auf einmal hat's ihn aber überfallen, und in etlichen Tagen war er gesund und todt, ohne daß man weiß was ihm gefehlt hat. Da war nichts als Schwäche und Schwäche, und doch that ihm kein Glied weh!" — Das war aber großentheils eine Folge der unmässigen Anstrengung. — „Nicht doch! er hat sich nicht unmässig angestrengt! Er hat nur so und so viel oder lange gearbeitet" — sagt ihr vielleicht. Das kann seyn. Vielleicht lag ihm aber schon etwas im Körper; vielleicht hatte er zu schlechte Kost im Leibe; vielleicht hat er sich in der kurzen Zeit zu sehr angegriffen und erschöpft, und darauf nimmt man gewöhnlich keine Rüksicht. Nicht nur gänzliche und tödtliche Ermattung folgt indeß aus zu langer und übermäßiger Arbeit; noch öfter ent-

entstehn daraus Entzündungskrankheiten; Seitenstechen, Brustfieber, Lungenbrand und dergl. Allzuheftige und zu lange dauernde Anstrengung sollte man daher sorgfältig meiden. Muß man aber in einem Nothfalle fast über Vermögen arbeiten; so mildere man die übeln Folgen durch kühlende Getränke, und glaube nicht, durch Wein oder Branntwein sich helfen zu können. Alte schwache Leute können sich zwar mit Wein und geistigen Getränken helfen. Ihnen fehlt Feuer; bey dem aber, der vor entsezlicher Anstrengung im Laufen oder Arbeiten ermattet, ist ohnedieß der Hitze zu viel. Hitzende Getränke sind ihm also höchst nachtheilig, und kühlende nüzlich. Versteht sich jedoch, daß er auch die leztern nicht zur Unzeit in sich hineingießen darf, wovon ich in der Folge reden will.

2. Zweytens bringen sich oft Landleute und andre schwere Arbeiter um ihren gesunden Leib durch zu heftiges Heben, durch zu schweres Tragen und durch andre übernatürliche Anstrengungen der körperlichen Kraft. Wie viele hundert Menschen sind schon dadurch gebrechlich geworden! Aber das alles scheint gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Noch immer führt man hier und da Säcke von einer solchen Größe, daß der Mensch unter der Last des darein gefüllten Ge-

Getreides fast erliegen muß. Und wenn auch einer oder der Andre Kraft genug besitzt, sie zu tragen, warum müssen es die Schwächern dem Stärkern gleich thun? Das nämliche gilt von den übermäßigen Bürden, welche Frauenspersonen sich aufladen. — Wie lange wird das Volk noch eine Ehre darin suchen, es einander an Kraftäusserung zuvor zu thun? Seht doch einmal auf Leute, die von Jugend an so unmenschliche Lasten gehoben und getragen haben, wie steif und elend werden sie gewöhnlich in den Jahren schon, da andre beynahe noch ihre Jugendkraft genießen! Warum mißt man nicht die Last nach der gewöhnlichen Kraft des Menschen ab? — Ohne Schrecken kann ein überlegender Mann nicht sehen, welches Wagestück oft Fuhrleute in Heben ihrer Wägen und andrer schwerer Lasten begehn. Zeigt man darüber seine Bedenklichkeit: so sprechen sie: ach, das habe ich schon hundertmal gethan. Denken denn die Leute nicht an das Sprichwort: der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht? — Aber das läßt sich nicht ändern! denkt vielleicht mancher. Allerdings würde es nicht angehn, wenn Leute, die einmal schwere Arbeiten übernommen haben, eben so zärtlich seyn wollten, als mancher Gelehrte. Das verlange ich aber auch nicht: nur glaube ich, daß niemand mehr heben

und tragen sollte, als er ohne augenscheinliche Gefahr, darüber gebrechlich zu werden, thun kann. Ueber dergleichen unüberlegten Anstrengungen, sind schon manche Knall und Fall todt zur Erde gesunken, weil sie darüber etwas im Leibe gesprengt, oder durch den zu heftigen Antrieb des Blutes gegen den Kopf, sich einen Schlagfluß zugezogen haben. Am unverzeihlichsten aber ist es, wenn Aeltern ihre Kinder so frühzeitig in solche Dienste geben, oder ihnen selbst Handthierungen auftragen, wo ihnen offenbar Arbeiten bevorstehn, welche die Kräfte der frühen Jugend übersteigen.

3. Drittens schaden sich viele Leute an ihrer Gesundheit, wenn sie beym Anzuge einer Krankheit nicht zeitig genug von ihren Arbeiten ablassen, um eine Cur zu gebrauchen, sondern so lange sich anstrengen, als sie noch stehn können; oder auch, wenn sie nach einer Krankheit, ehe sie ganz hergestellt sind, schon wieder angreifende Geschäfte vornehmen. Einige sind wohl gar der Meynung, daß man es so machen; bey einer sich anspinnenden Krankheit sich nicht geben, und gleich im Anfange der Wiedergenesung wieder frisch thun müsse. Andre sind zu begierig auf ihre Arbeiten; oder zu geizig, um sie durch Tagelöhner verrichten zu lassen. Da

hilft kein Verbot des Arztes und keine Warnung guter Freunde. Nur dann erst, wann die übeln Folgen kommen, gibt man ihnen recht und bezahlt oft seinen Eigensinn mit dem Leben. Ich verlange keineswegs, daß man um jeder unbedeutenden Unpäßlichkeit willen schon das Bette hüten soll. Diese Weichlichkeit ist wirklich oft ein Mittel zur Vergrösserung des Uebels, indeß eine mässige Bewegung zuträglich gewesen seyn würde. Nur das tadle ich, wenn man bey beträchtlicher Unpäßlichkeit sich vor lauter Arbeiten nicht Zeit nimmt, eine Cur zu gebrauchen; oder wenn man, so bald eine Krankheit gehoben ist, durch zu frühzeitige Anstrengung mit Gewalt wieder einen Rückfall veranlaßt. Man muß nie mit Aerzten umgegangen seyn, wenn man noch keine Klagen über diesen gemeinen Fehler des Landvolkes gehört hat. Merkt also: Curen müssen bey Zeiten angefangen und gehörig abgewartet werden, und keine Arbeit ist so dringend, die uns von dieser Pflicht frey spräche. Merkt es, ihr Herrschaften! es ist eure Schuldigkeit, auch euren Dienstboten bey anfangenden Krankheiten und am Ende derselben Ruhe zu vergönnen. Es ist eine Art von Todtschlag, wenn ihr sie so lange anstrengt als sie noch ein Glied zu regen im Stande sind.

4. Vier-

4. Viertens verderbt ihr euch bey euern Arbeiten, wenn ihr zu schnell von der Ruhe in die Bewegung und von der Bewegung in die Ruhe übergeht. Es ist eine gemeine Regel für Fußgänger, daß man beym Antritt eines Marsches nicht zu schnell gehn, sondern Anfangs etwas gemächlicher fortschreiten und nach und nach erst sich in stärkere Bewegung setzen soll; so wie man auch gegen das Ende des Weges allmählig nachlassen, und nach und nach wieder in Ruhe kommen muß. Das nämliche gilt auch von Arbeiten. Aber da sind viele des Morgens zu hastig, weil sie sich da stark fühlen. Durch diesen zu schnellen Uebergang von der Ruhe in die Bewegung, setzen sie ihr Blut in eine unnatürliche Wallung, ermatten in kurzer Zeit und stehn in Gefahr, eine Krankheit zu bekommen.

5. Wie der zu schnelle Uebergang von der Unthätigkeit in zu starke Thätigkeit, und umgewandt, schädlich ist: so ist es auch der zu schnelle Uebergang von der Hitze in die Kälte, und von der Kälte in die Hitze. Und das ist die fünfte Anmerkung, die ich machen muß. Aerzte haben berechnet, daß mehr als ein Drittheil der Speisen und Getränke, die man zu sich nimmt, durch die Ausdünstung wieder abgeht. Daraus läßt sich leicht schließen, wie schädlich

eine Hemmung dieser Ausdünstung seyn müsse. Diese Hemmung aber wird durch zu schnelle Abkühlung, nach vorhergegangenem Schweisse, veranlaßt. Während des Schweisses (den Landleute am allerwenigsten vermeiden können) erweitern sich alle kleinen Hautöffnungen des Kö pers. Aus allen dringt die Feuchtigkeit heraus, welche die Natur absetzen will. Kommt man also zu schnell in die Zugluft oder Kälte: so schließen sich die Schweißöffnungen. Die Unreinigkeit stokt und wird zähe; sie wird scharf und sezt sich auf die innern Theile ab, und so entstehn allerley Krankheiten daraus, z. E. Husten, Schnupfen, Ruhr, Auszehrung, Verhärtungen, Lungensucht u. dergl. Wie nöthig ist daher eine weise Vorsicht! wie allgemein aber wird sie vernachlässigt! Da setzen sich die Leute durchaus in Schweiß. Jezt kommt der kühle Abend. Sie ziehen darum kein Gewand an; oder was noch ärger ist, sie werfen nun ein kaltes Gewand, das sie absichtlich in den Schatten gelegt haben, über das nasse Hemd. Sie kommen nach Hause; denken aber nicht daran, ein troknes Hemd anzulegen; stellen sich in die Zugluft; gehen in den Keller und in andre kalte Orte. Der Schweiß tritt nun nicht nur gewaltsam zurük; die Haut muß sogar auch einen Theil der schon ausgeworfenen Feuchtigkeiten wieder einsaugen.

gen. Manche lassen überdieß allen Staub, der sich auf die nasse Haut angesezt hat, auf sich liegen, damit das Uebel ja noch mehr vergrößert wird. Nicht nur bey der Heimkehr vom Felde wird aber in dem Puncte sehr gefehlt, sondern auch auf dem Felde selbst. Das Nachmittagsbrod verzehren viele, wenn sie vor Hitze dampfen, unter einem schattigen Baum, auf der kühlen Erde. Ist das viel besser, als wenn man in den Keller geht? Muß nicht der kalte Boden den ganzen Leib gewaltsam abkühlen? Betrifft nicht diese Abkühlung besonders das Gedärme, und müssen da nicht Ruhren und ähnliche Krankheiten, Verhärtungen oder Verstopfungen im kleinen Eingeweide entstehn?

Merkt also: wer seine Gesundheit nicht sichtbar aufs Spiel setzen will, der suche sich, wenn er in heftigen Schweiß gerathen ist, allmählig abzukühlen; suche sich so lange in einer gelinden Ausdünstung zu erhalten, bis er das nasse Hemd mit einem troknen verwechseln kann, und das thue er sogleich, wenn er nach Hause und in Ruhe kommt. Er vermeide, so lange er noch ausdünstet, die Zugluft und kalte Oerter, besonders den Keller und andre Gewölbe; lege sich nicht auf die kühle Erde, und bleibe, so oft er auf dem Felde ausruht, in der Sonne, damit er eher abtrocknet und allmählig aus dem Schweisse kommt. Man

wende mir nicht ein, daß dann alle Bauersleute zur Aerntezeit krank werden müßten, wenn die Verkältung auf die Hitze so schädlich wäre. Die eiserne Natur dieser Leute erträgt freylich manches; aber sagt mir einmal, gibt es nicht auch um diese Zeit Krankheiten genug? Nächstdem ist ein Unterschied zwischen erkälten und erkälten. Wer gleich nach der Erkältung durch neue Arbeit wieder in Schweiß kommt, der hebt oft dadurch das Uebel wieder; das ist aber nicht der Fall bey dem, der erst am Ende der Arbeit schnell abkühlt. Und dann ist es ja falsch, daß alle Leute so unvorsichtig in den Tag hinein leben. Wie kann man also sagen: alle Bauersleute müßten erkranken, wenn die schnelle Erkältung so schädlich wäre? Und wenn es hier und da einer ohne Nachtheil für seine Gesundheit wagen darf: haben denn alle solch eine felsenfeste Natur? — Sagt auch nicht: wir Bauersleute haben nicht Zeit, so auf uns zu sehn; wir haben nicht so viel Wäsche, um sie alle Abende wechseln zu können. Solltet ihr nicht alle Tage ein Paar Minuten entbehren können, um ein frisches Hemd anzulegen? Hat nicht jeder wenigstens etliche Hemden, um wechseln zu können? Verlangt man denn bey jedem Wechsel neue Wäsche? — Doch das sind Ausreden, die kein Verständiger ersinnen wird.

6. Nicht

6. Nicht weniger schädlich als die zu schnelle Abkühlung von aussen, ist auch die zu schnelle Erkältung von innen; ich meyne die Verkältung durch einen jählingen Trunk. Fast in allen Markungen findet man sogenannte Fieberbrunnen. Wer von der Quelle trinkt, bekommt das Fieber — heißt es. Woher kommt das? Von keiner andern Ursache, als von der großen Kälte ihres Wassers. Wer von diesem kalten Wasser in die Hitze hinein trinkt, bekommt gewöhnlich das Fieber, die Bleichsucht, etwas Schwindsuchtartiges, Mattigkeit in allen Gliedern, Mangel an Appetit und ähnliche Uebel. Daraus lasset uns lernen, in Ansehung des Trunkes vorsichtig zu seyn, wenn wir erhitzt sind. Schon dann ist ein zu starker kalter Trunk schädlich, wenn man unmittelbar darauf fortarbeitet; noch mehr aber, wenn man nach dem Trunke aufhört zu arbeiten. Ich sehe es daher allezeit mit einer Art von Bangigkeit und Ahndung, wenn die erhitzten und vom Schweisse durchnäßten Arbeiter des Abends ins Dorf kommen, und von dem ersten besten Zug- oder Röhrenbrunnen ihren Durst löschen. Wer sehr erhitzt ist, der trinke kein ganz kaltes, sondern etwas abgestandenes Wasser, oder, wenn er es hat, Buttermilch, oder auch Wasser mit Essig vermengt. Er lösche den Durst nicht auf Einmal, sondern nach

und nach. Ist das Wasser, das er trinkt, sehr kalt: so lasse man es wenigstens im Munde überschlagen, und warte von einem Trunke zum andern allezeit etliche Minuten. Freylich kostets oft Abbruch, wenn man vor Durst zittert, und ihn am vollen Eymer nicht löschen soll; aber der Mensch muß sich einmal in der Welt an Selbstverleugnung gewöhnen, wenn er gesund und glücklich seyn will.

7. Endlich verderben sich auch viele bey ihren Arbeiten durch den Genuß undienlicher Speisen und Getränke, durch welche sie sich abfrischen oder stärken wollen, und das ist die siebente Bemerkung, mit der ich die heutige Predigt schließen will. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die arbeitenden Leute sich zur Sommerszeit mit Obst zu erfrischen suchen. Das ist allerdings gut. Fast in allen Krankheiten darf man Obst geniesen, und Weintrauben sind die dienlichste Erfrischung für Kranke aller Art. Das Obst und andre ähnliche Früchte widerstehen der Fäulniß, kühlen die Hitze, und geben eine sehr verdauliche Nahrung; aber höchst schädlich ist jedes Obst, ehe es zu seiner Reife gelangt. Unreifes Obst erzeugt eine nagende Schärfe, liegt unverdaulich im Magen, und kann leicht Ruhren und andre Krankheiten erzeugen, da im Gegentheil das reife Obst ein Vorbauungs-

und

und Curmittel dagegen ist. Wie unvorsichtig handeln daher Landleute, die zu ihrer Erfrischung alles unreife Obst, das ihnen unter die Hand kommt, auflesen und geniesen! Was ihnen Erfrischung seyn soll, ist ihnen Gift. — Um diesem Uebel abzuhelfen und gesunde Erquickung zur Zeit der größten Sommerhitze zu haben, sollte man demnach in allen Ortschaften auf den Anbau des sogenannten Frühobstes, welches gerade zur Zeit der größten Hitze reif ist, mehr sehen, und nicht allen Fleiß fast allein auf das Winterobst verwenden, wie in unserm Dorfe geschieht. — Eine der gesundesten Speisen und Getränke für Leute, die sich sehr im Sommer erhitzen, ist die Milch. Die Gewohnheit, sich in der Aernte meistentheils mit derselben zu behelfen, ist also sehr löblich, ob gleich die meisten Landleute den Genuß der Milch nicht aus Fürsorge für die Gesundheit, sondern deßwillen eingeführt haben, weil man aus Durst immer nach einer kühlen Nahrung verlangt, weil sich die Hausmütter wenig Zeit für die Küche nehmen, und weil Fleischspeisen um diese Zeit gewöhnlich in Landhaushaltungen rar sind. Dem leztern Umstande, den ihr vielleicht zum Theil für ein Uebel ansehet, habt ihr besonders die Erhaltung eurer Gesundheit im Sommer zu danken. Zur Zeit der großen Hitze sind alle Speisen, die leicht

in Fäulniß übergehn, (und unter diese gehört besonders das Fleisch) höchst schädlich, weil der Körper ohnedieß zu Faulfiebern und ähnlichen Uebeln geneigt ist. — Hütet euch aber, den Mangel an kräftiger Fleischnahrung, durch starke Getränke, durch Wein und Branntwein zu ersezen. Es ist überhaupt falsch, wenn man glaubt, diese geistigen Getränke geben Kraft. Sie feuern nur die schon vorhandenen Kräfte an. Eine Zeitlang fühlt man sich daher freylich gestärkt durch sie; aber dann folgt eine desto heftigere Ermattung. Der Branntwein hat überdieß die Eigenschaft, daß viele Menschen davon träge und schläferig werden, und ist daher solchen Leuten doppelt undienlich. Dazu kommt, daß das Blut und alle Nerven, durch die schwere Arbeit im Sommer, ohnedieß mehr als gut ist, erhizt werden. Genießt man also unter diesen Umständen noch Getränke, die den Brand vermehren: so sezt man sich in augenscheinliche Gefahr. Die beßten Getränke sind hier immer die kühlenden. Daß man nach dem Genusse des Weins weniger zum Schweisse geneigt ist, als nach dem Genusse der Milch, oder des Wassers, ist gar kein Beweiß von seiner Dienlichkeit. Wißt ist denn nicht, daß man in der größten Fieberhitze am wenigsten ausdünstet, und daß man die Ausdünstung durch kühlende Mittel

zu beförderu sucht? Ihr seht also, daß die Vermehrung der innerlichen Gluth zwar das sicherste Mittel ist, den Schweiß zu hindern; ist aber darum diese Vermehrung der Hitze zuträglich? — Doch, die Natur ist auch hier unsre beßte Wegweiserinn. Die meisten Menschen fühlen zur Zeit der großen Hitze selbst Abneigung gegen geistige Getränke, so wie, zum größten Nutzen eurer Gesundheit, der Hunger im heissesten Sommer viel schwächer ist, als im Winter. Da die Verdauungskräfte in dieser Jahrzeit schwächer sind als im Winter: so würde die Ueberladung des Magens doppelt schädlich seyn. Wie weise hat daher Gott für unsre Gesundhcit gesorgt! Seiner Weisheit und Güte hat es auch das Menschengeschlecht zu verdanken, daß um die Zeit der grossen Hitze allerley erfrischende Kräuter und Früchte vorhanden sind; daß in den heissesten Gegenden der Erde gerade die kühlendsten Früchte, z. E. Zitronen, Feigen und dergl. gedeihen.

Doch ich eile zum Schlusse! Billig müßte ich mich nun erst vertheidigen, daß ich es wag-

te, eine Predigt über einen Gegenstand zu halten, die nur die körperliche Wohlfahrt betrifft, wenn ich vor einer Gemeine spräche, die noch nicht einsehen gelernt hat, daß alles, was das Menschenwohl fördert, unsrer Betrachtung werth ist, und daß solche Betrachtungen so lange auf der Kanzel angestellt werden müssen, als kein eigener Lehrer und kein eigener Ort dazu bestimmt sind. Ihr wißt überdieß aus einer zwölfjährigen Erfahrung, daß ich über solchen Vorträgen die Lehren der Religion, die mir eigentlich zur Pflicht gemacht sind, keineswegs vernachlässige. Ihr wißt, daß ein gesunder Leib einen sehr glüklichen, und ein siecher Leib einen sehr unglüklichen Einfluß auf den Geist hat, und daß zeitliches und ewiges Wohl in der engsten Verbindung stehn. Ihr wißt, daß ich nicht durch Neuerungssucht, sondern durch Liebe zu euch getrieben werde, zuweilen Vorträge zu halten, die euer leibliches Wohl betreffen, und ihr seyd zu sehr meine Freunde, als daß ich eine Verunglimpfung meiner guten Absicht fürchten dürfte. Doch, müßte ich auch das fürchten: so würde ich doch mich gedrun-

gen fühlen, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und nach dieser ist der Vorwurf ganz gerecht, den Jemand den Lehrern und Predigern in folgenden Versen gemacht hat:

Ihr lehrt Religion, ihr lehrt sie Bürgerpflicht,
Auf ihres Körpers Wohl und Bildung seht ihr nicht!

Möchte doch meine heutige Predigt einigen Eindruck gemacht haben! Möchtet ihr euch derselben zur rechten Zeit, besonders in der bevorstehenden Aernte, erinnern, und nach der Ermahnung Sirachs fleißig prüfen, was dem Leibe gesund oder ungesund ist! Möchten die schönen Verse aus dem heute gesungenen Liede ein Anhang zu euern Morgengebeten werden!

Gesunde Glieder, muntre Kräfte,
O Gott, wie viel sind die nicht werth!
Wer taugt für des Berufs Geschäfte,
Wenn Krankheit seinen Leib beschwert?
Ist nicht der Erde größtes Guth
Gesundheit und ein heitrer Muth?

Drum gib, daß ich mit Sorgfalt meide,
Was meines Körpers Wohlseyn stört;

Daß nicht, wann ich je Schmerzen leide,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
Du bist selbst Störer deiner Ruh,
Du zogst dir selbst dein Unglück zu!

Amen!

Anhang.

Einige Catechisationen über landwirthschaftliche Gegenstände.

I.

Schul-Catechisation über Ursache und Wirkung.

Ein Versuch, die Widerlegung alles Aberglaubens auf Einen Grundsatz zurück zu führen.

Veranlaßt durch Nr. 75. im 2ten Theile des Rochow'schen Kinderfreunds. *)

„Ich habe mich in der Ursache geirrt.“

„Wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte, um meine Pferde damit täglich abzuwischen, dann sollten sie schon zunehmen und gedeihen! —“ So sprach Fritz zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht in Dienste gekommen war. Als ihm nun der Herr dieses wider-

*) Nämlich nach der Ausgabe für Franken. In der Original-Ausgabe Nr. 87.

derlegte: so führte Fritz das Beyspiel von einem Knechte aus dem Dorfe an, wo er zu Hause gehörte. Dieser Knecht, erzählte Fritz, wäre auch zu einem Gespann magerer Pferde gekommen; aber er sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten einen Lappen abgerissen; und als er die Pferde damit täglich gewischt: so wären sie, zur Verwunderung aller Leute, immer kräftiger und fleischiger geworden. — Also meynst du, Fritz, sprach der Herr, daß wirklich bloß der Lappen von Gehenkten die Pferde fett gemacht habe?

Fritz. Ja, Herr, was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie nicht gehen konnten.

Herr. Wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen: Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?

Fritz. Ja, Herr; sonst würde er sich die Mühe nicht gegeben haben.

Herr. Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwa auch hungern und dursten? oder überjagt er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können? oder gibt er ihnen unreines, schlechtes Futter, oder zur Unzeit, wenn es ihnen schadet? oder läßt er sie

unge-

ungeputzt auf unreiner Streue in ihrem Miste verderben?

Fritz. Nein, Herr, das wäre ein schlechter Knecht!

Herr. Da nun der Knecht, von dem du sagtest: er hätte sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten heimlich einen Lappen zu holen, damit eine so große Probe seiner Liebe zu den Pferden gab; meynst du, daß er nicht auch an diese leztern Stücke werde Fleiß gewendet haben? und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knechte, der vermuthlich keine Liebe zu seinem Viehe trug, abgenommen hatten, bey diesem Knechte, der sie so gern empor bringen wollte, wieder in Aufnahme gekommen sind? Gewiß, Fritz, der Lappen half weiter nichts, als daß er den Vorsatz des Knechts bewies und bestätigte, seine magern Pferde durch alle mögliche Mittel wieder zu Fleisch und Kräften zu bringen.

Fritz. Herr! ihr werdet wohl recht haben; Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte. —

Was der Mensch recht ernstlich will, das richtet er auch aus, wenn er kann. Wenn man nun vielerley Mittel zugleich braucht, und es erfolgt was man wünscht: so ist's ein gewöhnlicher

der meisten Menschen, daß sie dem unwahrscheinlichsten Mittel, wenn es nur etwas besonders an sich hat, diesen Erfolg zuschreiben. Das heißt, sie nehmen etwas für die Ursache einer Wirkung an, die es weder ist, noch seyn kann.

Lehrer. Wovon habt ihr eben gelesen, lieben Kinder?

Kinder. Von einem Knechte, der sich in der Ursache geirrt hatte.

L. Wer weiß mir die Geschichte zu erzählen?

K. Ich! Fritze kam zu einem neuen Herrn, der magere Pferde hatte; zu dem sagte er: wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte!

L. Was wollte er denn mit dem Lappen thun?

K. Seine mageren Pferde damit streichen, daß sie hübsch rund und stark werden sollten.

L. Was hielt der kluge Brodherr von diesem Mittel?

K. Daß es zur Sache gar nichts helfe.

L. Womit wollte aber Fritze beweisen, daß das Mittel probat sey?

K. Mit einem Exempel. Er sagte, bey ihm zu Hause wären auch so ein Paar magere

Pferde

Pferde gestanden; da wäre aber ein neuer Knecht hingekommen, der habe des Nachts einen Lappen vom Galgen geholt, und sie fleißig damit gestrichen.

L. Und? . . .

K. Da wären die Pferde nach und nach kugelrund geworden.

L. Glaubst du das etwa nicht?

K. O ja, das kann wohl seyn.

L. Was war denn aber die Ursache des Starkwerdens, in den Augen des Knechts?

K. Der Lappen.

L. Und dieser war ja wohl auch die wirkende Ursache?

K. (lächelnd.) Da wäre gut Pferde halten, wenn sie vom Streichen fett würden!

L. Also glaubst du nicht, daß das Abwischen der Pferde zum Starkwerden etwas beytragen kann?

K. O ja, wenn man sie fleißig abwäscht und rein hält, das ist ihnen gesund; aber da thut jeder Lappen die Dienste, und das Abwischen ist nicht allein gnug.

L. Was mag denn also noch mehr zum Starkwerden der Pferde gehören?

K. Daß man ihnen ordentlich gutes Futter und Wasser gibt, sie nicht zu viel anstrengt 2c.

 L. Wie

L. Wie erklärte daher der Hausherr in unsrer Geschichte, den Vorfall mit den magern Pferden?

K. Er sagte: Der Knecht, der es, aus Liebe zu seinen Pferden, gewagt habe, des Nachts einen Lappen vom Galgen zu holen, werde gewiß auch die Pferde gut gehalten haben.

L. Hielt denn aber der Knecht das für die wahre Ursache?

K. Nein! er dachte an nichts als an seinen Lappen.

L. Was lernen wir daraus?

K. Daß die Leute gern das Unnatürlichste für die natürliche Ursache halten.

L. Welche Leute?

K. Die Abergläubigen.

L. Woraus entsteht demnach der meiste Aberglaube in der Welt?

K. Daraus, daß die Leute sich nicht auf Ursache und Wirkung verstehen.

L. Glaubt ihr nun, liebe Kinder, daß die Lehre von Ursache und Wirkung wichtig ist?

K. Ja, wir glauben, daß sie recht wichtig ist.

L. Aber das ist ja auch der einzige Fall, bey welchem man diese Lehre gebrauchen kann?

K. Nein, das ist der Fall bey jedem Aberglauben.

L. Sollte das wahr seyn? Wisset ihr denn

noch mehr Exempel, wo man diese Lehr anwenden kann?

K. O genug!

L. Nun so laßt hören!

K. Wenn man Tauben eingewöhnen will, sagen die Leute: so soll man jeder drey Federn ausrupfen und diese in Taubenschlag einzapfen, dann fliegen sie nicht davon.

L. Was fliegt nicht davon?

K. (lächelnd) Die Federn.

L. Gut gemacht! Aber so verstehen es die Leute nicht. Was meynen sie denn, das nicht davon fliegen soll?

K. Die Tauben sollen nicht davon fliegen.

L. Und das geschieht ja auch?

K. Ja, wenn man sie eine Weile einsperrt und gut füttert; oder wenn sie gute Kameradschaft finden.

L. Richtig! Ausserdem ist es bloßer Glüksfall. Wenn nun aber jemand, nebst dem unvernünftigen Mittel, von dem wir reden, auch die vernünftigen Mittel angewandt hat, und die Tauben bleiben im Schlage — was hält man denn gewöhnlich für die wahre Ursache?

K. Das Einzapfen der drey Federn.

L. Freilich! denn das Unbegreiflichste gefällt

immer einfältigen Leuten am beßten: daher auch oft Kranke sogar alberne Mittel anwenden, um wieder gesund zu werden. Wisset ihr von solchen Wundercuren ein Beyspiel?

K. Wenn man einen Schaden am Beine hat und läßt dann ein Stuhlbein verbinden.

L. Brav! Noch tausend Exempel wüßt' ich; aber wir wollen bey dem bleiben. Weißt du auch, wie man sich bey der Wundercur anstellt?

K. Man thut eben auf einen Lappen ein wenig Blut vom schadhaften Beine, wickelt den Lappen ums Stuhlbein, und verbindet das alle Tage.

L. Richtig! man streut auch sogenanntes sympathetisches Pulver aufs Bein und auf den Lappen; aber eine Hauptsache hast du vergessen. Was macht man denn mit der Wunde selbst?

K. Ich denke wohl, man bindet sie zu.

L. Natürlich; denn wenn man Wunden nicht verbände, und das Fleisch nicht an einander fest machte, so könnten die Lippen der Wunde (so nennt man nämlich den Rand) unmöglich zusammen heilen. Wenigstens gäbe es dann eine große Schramme. Durch das Verbinden hält man nächst dem auch die Luft ab, welche den Wunden schädlich ist. Also — verbinden muß man den schadhaften Theil sowohl als das Stuhlbein. Wenn die Wunde nun heilt . . . ?

K. So

K. So hat's das Verbinden des Stuhlbeins gethan.

L. Was ist denn aber die wahre Ursache?

K. Das Pulver, das man auf den Schaden streut, oder doch das Zubinden.

L. Seht, Kinder! so albern müßt ihr also künftig nicht seyn, und Wirkungen, die ihr seht, so unnatürlichen Ursachen zuschreiben — Begreift ihr denn, wie der Lappen am Stuhlbeine auf die Wunde wirken kann?

K. Das wird kein Mensch begreifen.

L. Dazu kommt noch, daß oft das Stuhlbein viele Meilen weit vom Wohnorte des Patienten verbunden wird. — Das lächerliche will ich euch durch ein Exempel erläutern. Wenn eines von euch, ihr Kinder, einen groben Fehler begangen hätte, und ich nähme seinen Rock, hienge ihn an die Wand, und prügelte tapfer darauf: würde das der Knabe, dem der Rock zugehörte, wohl fühlen?

K. Davon würde er nichts fühlen.

L. Wenn ich es aber doch thäte, was würdet ihr dabey thun?

K. Wir würden eben alle lachen.

L. Und die Leute im Dorfe? . . .

K. Würden auch lachen, wenn sie es erführen.

L. Lachen sie denn aber auch über die sympathetischen Curen? oder wenn ein sogenannter Hexenmeister einen Sack prügelt, und damit die vermeintliche Druthe treffen will?

K. Nein, da lachen sie nicht.

L. Und doch ist eines so lächerlich, als das andere! könnt ihr denn begreifen, wie der Lappen am Stuhlbein und das sympathetische Pulver auf den kranken Fuß wirken kann?

K. Nein, das begreift man nicht.

L. Wenn ein Ding auf das andere wirken soll: so müssen, aller Erfahrung nach, die beyden Dinge (Körper) einander mittelbar oder unmittelbar berühren. Hier aber geschiehts augenscheinlich nicht unmittelbar, und was für eine Mittelursache da seyn sollte, durch welche das Verbinden des Stuhlbeins auf den schadhaften Fuß wirken soll, ist ganz unbegreiflich. — Habt ihr mich verstanden, Kinder?

K. Dießmal nicht recht . . .

L. Aber doch etwas davon?

K. Ja — daß alle Dinge mittelbar oder unmittelbar auf einander wirken, und daß der Lappen am Stuhlbein nicht zum kranken Fuße kommt.

L. Recht! Du hast mich ja ganz verstanden.

den. Weißt du aber auch, was ich durch mittelbar und unmittelbar meyne?

K. Erst neulich haben wir davon gehabt. Mittelbar heißt . . .

L. An der Erklärung liegt bey euch Kindern wenig; wenn ihr nur das Exempel noch wisset, das ich euch neulich von mittelbar und unmittelbar gegeben habe.

K. Wenn ich die Kegel mit meiner Hand umwerfe: so thue ich es unmittelbar mit der Hand: und wenn ich die Kugel dazu nehme, so thue ich's mittelbar durch die Kugel.

L. Und wenn die Kugel recht schnell vor einem Kegel vorbey fährt: so wirft sie ihn zuweilen bloß durch den verursachten Wind um. — Durch was für eine andere Mittelursache wirft sie also, in dem Falle, den Kegel um?

K. Durch den Wind.

L. Könnt ihr euch aber, liebe Kinder, bey den närrischen Curen, welche die Leute vornehmen, auch so eine Mittelursache denken?

K. Nein, gar keine!

L. Vielleicht aber geht's zu, wie bey dem Magnet. Was hat denn der Magnet für eine Eigenschaft? Wißt ihr's noch?

K. Er zieht Eisen und Stahl an sich.

L. Und noch mehr? Erinnert ihr euch nicht an den Compaß?

K. Ja. Der kleine Zeiger, der mit Magnetstein bestrichen ist, dreht sich immer gegen Mitternacht.

L. Wie geht das zu? Was ist die Ursache davon, daß der Magnet Eisen anzieht, und daß sich die Magnetnadel gegen Norden kehrt?

K. Das weiß ich nicht.

L. So kann man ja auch sagen: „das weiß ich nicht!“ wenn von sympathetischen Curen die Rede ist?

K. (schweigen.)

L. Kann denn nun nicht auch der Lappen am Stuhlbein auf den kranken Fuß eben so gut wirken, als der Magnet auf den Schlüssel? Oder ist's beym Magnet auch bloßer Betrug?

K. Beym Magnet weiß mans gewiß.

L. Was weiß man gewiß? Die Mittelursache?

K. Nein, die Wirkung.

L. Woher denn?

K. Aus der Erfahrung.

L. Worin besteht denn die?

K. Daß man's leibhaftig sieht, wie sich die Feilspäne bewegen, und wie sie tanzen, wenn man mit dem Magnetstein unter dem Tische streicht,

und wie der Schlüssel daran hangen bleibt, und wie sich der Zeiger auf Mitternacht kehrt, man mag den Compaß umdrehen, so oft man will.

L. Aber, wer den Magnet dabey führt, der muß besondere geheime Künste verstehn? — muß so was wie ein Hexenmeister, seyn?

K. Nein, bey allen die es probirt haben, hat es eingetroffen.

L. Ist nun das auch so bey dem Verbinden des Stuhlbeins und bey andern ähnlichen Curen?

K. Nein, da ists nicht so.

L. Bemerkt man die Wirkung so augenscheinlich?

K. Gar nicht.

L. Aber zuweilen hilft doch eine solche Cur?

K. Ja, wenns zutrifft.

L. Kann man denn bey der Probe mit dem Magnet, gewiß behaupten, daß der Magnet an den Wirkungen, die man sieht, Schuld ist?

K. Ja, daran kann man nicht zweifeln.

L. Ist das auch bey der obgedachten Cur so?

K. Nein. Es trifft erstlich nur äußerst selten ein, und . . . und . . .

L. Und wenn es auch manchmal eintrifft?

 K. Dann

K. Dann ist's immer wahrscheinlicher, daß eine andere Ursache daran Schuld war.

L. Zum Exempel? Welche Ursache?

K. Das Zubinden des Schadens; oder, daß die Wunde von selbst geheilt ist.

L. Was muß aber, nach der Meynung abergläubiger Leute, Schuld und Ursache seyn?

K. Das Verbinden des Stuhlbeins.

L. Wenn nun aber die Wunde jederzeit und sichtbar schnell davon heilte?

K. Dann würde man glauben müssen, daß das Verbinden des Stuhlbeins die wahre Ursache sey.

L. So lange wir aber diese sichern Erfahrungen nicht haben: sollen wir auch daran glauben?

K. Nein, wir sollen nicht daran glauben.

L. Sagt mir einmal, wodurch kann man Bäume tragbarer machen?

K. Man gräbt sie vor Winters um und düngt sie gut.

L. Noch mehr!

K. Man haut die dürren Aeste ab und schafft die Raupennester weg.

L. Besonders muß man darauf sehen, daß der Schmetterling der sogenannten Blütenraupe im

Herbste

Herbste nicht auf die Bäume kriecht und da seine Eier legt. Wie hält man ihn davon ab?

K. Man bindet einen Streif Papier, der mit Vogelleim oder Wagenschmier bestrichen ist, unten um den Stamm.

L. Sollten diese Mittel wirklich helfen?

K. Ja.

L. Ganz natürlich! Das Auflockern der Erde macht, daß die Winterfeuchtigkeit besser eindringt; der Dünger gibt starke Nahrungssäfte und das Vertilgen der Raupen verhütet das Zernagen der Blüten. Aber wodurch suchen manche Leute am Abende vor Weihnachten sich kürzer zu helfen?

K. Sie binden ein Strohseil um jeden Baum.

L. Und dann trägt er ja gewiß etwas?

K. Ja wohl. Ein Strohseil.

L. Könnt ihr aber auch begreifen, wie der Baum von dem Strohseile fruchtbarer werden kann?

K. Das kann kein Mensch begreifen.

L. Aber die Erfahrung lehrt es doch?

K. Die Erfahrung lehrt es nicht. Manchmal trifft es freylich zu; aber nur von ungefähr.

L. Wenn nämlich die andern Bäume in der Gegend auch tragen; dann kommt freylich die Reihe auch an die mit Strohseilen umwundnen.

Woher

Woher soll aber, nach Meynung der abergläubigen Leute, die Fruchtbarkeit kommen?

K. Vom Strohseile.

L. Könnte wohl nicht das Strohseil den Bäumen sogar schädlich werden?

K. Wohl nicht schädlich; aber auch nicht nützlich.

L. Und doch getrau ich mir zu beweisen, daß der Glaube an die Strohseile den Bäumen wirklich schädlich ist. Wißt ihr wohl wie?

K. Nein.

L. Wenn jemand sich auf die Strohseile allein verläßt; wird der wohl auch die natürlichen Mittel, die ihr oben genannt habt, anwenden?

K. Nein, er wird sie nicht anwenden.

L. Und dann — ist dann der Aberglaube, von dem wir reden, nicht schädlich?

K. Ja, dann ist er schädlich.

L. Seht Kinder, und das ist gewöhnlich der Fall beym Aberglauben. Der Aberglaube schadet uns an unsrer Ehre; denn er macht uns bey gescheiden Leuten lächerlich, wo nicht gar verächtlich. Er schadet uns an unsrer Seelenruhe; denn der abergläubische dünkt sich mit sammt seinen Güthern immer nicht sicher, und wenn er durch irgend ein Unglük, das er für Wirkung der Zauberey

deren hält, heimgesucht wird: so kränkt ihn nicht nur der Verlust; sondern noch weit mehr der Gedanke, daß ihm böse Leute den Schaden zugefügt haben. Der Aberglaube macht, daß man ganz falsche Mittel zu seinen Endzwecken wählt; daß man Uebeln nicht auf die rechte Art vorbaut, und Vortheile sich nicht auf den rechten Wegen erwirbt; daß man unschuldige Leute in Verdacht hat, und Feindschaft auf sie wirft. Doch, ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle schädlichen Folgen des Aberglaubens aufzählen wollte. — Sagt mir nur, Kinder, ob ihr gemerkt habt, woraus fast aller Aberglaube in der Welt entspringt?

K. Daraus, daß die Leute sich in den Ursachen irren.

L. Oder, wie es im Kinderfreunde heißt: daß sie etwas für die Ursache einer Wirkung annehmen, die es weder ist noch seyn kann. Wer denn nun in der Ursache irrt, der irrt nothwendig auch in der Wahl der Mittel, die er zu Erreichung seines Endzwecks anwendet. Was heißt man Endzweck?

K. Das, was man zu erlangen wünscht. (Nr. 63 im 1 Theile des Kinderfr.)

L. Was nennt man Mittel?

K. Das, wodurch man etwas erlangen will.

L. Wenn

L. Wenn eines von euch stark Kopfweh fühlte, was wünschtet ihr wohl?

K. Daß es wieder weg wäre.

L. Das wäre also der Endzweck der Mittel, die ihr dagegen gebrauchtet; Nicht wahr?

K. Ja.

L. Wenn ihr nun Mittel dagegen gebrauchen wolltet, wornach müßtet ihr zu allererst fragen?

K. (schweigen.)

L. Was wäre denn das Kopfweh? Eine Ursache, oder eine Wirkung?

K. Eine Wirkung.

L. Wornach müßtet ihr also zuerst fragen?

K. Nach der Ursache.

L. Und wo könnte diese wohl liegen?

K. Im Geblüte, oder im Magen.

L. Oder auch in einer bösartigen Schärfe, in einem Fluß, der sich in den Kopf gesetzt hat. Wenn denn nun die Ursache in Verkältung des Magens läge, was müßte man gegen den Schmerzen anwenden?

K. Man müßte etwas erwärmendes brauchen.

L. Läge sie aber in der großen Wallung und Hitze des Blutes?

K. So

K. So müßte man etwas kühlendes nehmen, oder aderlassen.

L. Wer nun in Ansehung der Ursache irrte, würde der das rechte Mittel wählen?

K. Nein, das unrechte.

L. Und würde das ihm helfen?

K. Nein.

L. Es würde wohl gar das Uebel noch ärger machen. Wer irrt nun aber am oftesten in Ansehung der Ursachen und Mittel, der, welcher alles genau untersucht, oder der Abergläubige?

K. Der Abergläubige.

L. Darum sollt ihr euch bemühen, immer richtiger über Ursache und Wirkung, über Mittel und Endzweck denken zu lernen. Wie heißt das Verschen im Kinderfreunde, das von Mitteln und Endzwecken handelt? (Nr. 5 im 2ten Theile des Kinderfr.)

K. Weisheit richtet unsern Sinn
Auf das wahre Wohlseyn hin,
Daß wir nicht des Zwecks verfehlen,
Oder Mittel unrecht wählen.

II.

Kirchen-Catechisation

über

das Evangelium am 8 Sonnt. nach Trinit.

(Matth. 7, 15 — 23.)

Ein Gleichniß aus dem Gebiete der Landwirthschaft, in allen seinen Theilen moralisch angewandt.

Lehrer. Von was handelt das Evangelium, das ihr eben gelesen habt?

Kinder. Von falschen Propheten.

L. Was versteht ihr unter Propheten?

K. Lehrer und Priester.

L. Recht! Besonders würde der Name Prophet solchen Männern beygelegt, welche zukünftige Dinge vorher sahen und sagten. Hier ist aber das Wort im weitläuftigen Sinne genommen, nach welchem es alle Religionslehrer anzeigt.

Warnt

Warnt denn aber Christus überhaupt vor allen Lehrern der Religion?

K. Nein, nur vor den falschen, die in Schafskleidern einhergehn.

L. Was heißt das: in Schafskleidern einhergehen?

K. Sich so gut wie ein Lamm anstellen.

L. Richtig, darum sezt unser Heiland noch hinzu . . . . Wie heißt es am Schlusse des 15ten Verses?

K. Inwendig aber sind sie reissende Wölfe.

L. Wen meynt denn nun Christus unter den falschen Propheten?

K. Die Pharisäer und Priester.

L. Ohne Zweifel hatte er diese besonders im Sinne; diese Leute ließen sich's größtentheils angelegen seyn, das Volk in der Blindheit zu erhalten, und waren daher Christo sehr feind, daß er dem gemeinen Manne die Augen öffnete. Sie verschrieen ihn als einen Ketzer und Sündergesellen auf alle mögliche Art, und suchten durch scheinheiliges Aussenwerk besser zu scheinen als er. Auf das Aussenwerk sah nun das Volk, und ließ sich häufig dadurch blenden. Deßwillen gibt unser Heiland beßre Merkmale an, an welchen man den rechtschaffnen Mann und den Scheinheiligen, den treuen Religionslehrer, dem es um Recht

und Wahrheit zu thun ist, und den falschen Wort- und Mienenmacher, der nur auf seinen Vortheil und auf seine Gemächlichkeit sieht, unterscheiden soll. Woran sollte man diese Falschen erkennen?

K. An ihren Früchten.

L. Was versteht ihr denn unter Früchten?

K. Das Thun und Lassen der Menschen.

L. Wovon ist aber die Redensart hergenommen?

K. Von Bäumen.

L. Die Menschen werden hier also mit Bäumen verglichen, und das was sie thun, mit den Früchten, die daran wachsen. Nun, sagt einmal, wenn euch jemand in einen Garten führte, und fragte euch bey einem Baume, den ihr noch nicht kenntet, ob das ein guter Baum sey oder nicht: was würdet ihr antworten?

K. Wir haben die Früchte noch nicht versucht.

L. Aber ihr sehet ja doch die Rinde, den Wuchs und die Blätter?

K. Darauf kommt es nicht allemal an. Ein Baum kann von Ansehen recht schön seyn, und seine Früchte taugen nichts.

L. Einem Menschen aber kann man's doch gleich ansehen, ob er gut oder böse ist?

K. Auch

K. Auch nicht. Mancher redet immer gottseelig, und ist doch ein Gottloser.

L. Welche Leute haben es zu den Zeiten Christi großentheils so gemacht?

K. Die Pharisäer.

L. So sagt uns auch mancher gar viel von seiner Freundschaft vor, und lobt uns ins Gesicht; Ist das aber allemal Ernst? Weißt du einen Spruch aus dem Sirach, der hieher paßt?

K. Ja. Vor dir kann er süße reden, und lobt sehr was du redest; aber hinterwärts redet er anders und verkehrt deine Worte. (Sir. 27, 26.)

L. Und wie heißt es im heutigen Evangelio von den Leuten, die nur mit dem Munde christlich sind, aber nicht mit der That?

K. Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

L. Das Seyn ist also mehr werth als der Schein. Die Früchte eines Baumes müssen über seinen Werth entscheiden und nicht die Rinde oder das Blatt. Der Vergleich, den unser Heiland im heutigen Evangelio macht, ist also sehr passend. Hört aber weiter, wie sich das Bild von Wort zu Wort anwenden läßt. Wißt ihr, woraus die Obstbäume entstehn?

K. Aus Kernen.

L. Aus welchen Kernen entstehn aber die besten Obstbäume? Aus schlechten und wilden, oder aus geschlachten?

K. Von guten Obstkernen kommen bessere Bäume als von schlechten.

L. Richtig! Das ist eine bekannte Gärtnerregel. Nun stellt euch die Bäume, von denen die Kerne genommen werden, vor, als die Aeltern, und die jungen Bäumchen die daraus wachsen, als die Kinder. Von welchen Aeltern kommen gewöhnlich die beßten Kinder?

K. Von guten Aeltern.

L. Allemal?

K. Nein, aber doch meistentheils.

L. Man hat viele Exempel, daß liederliche Aeltern, die auf dem Rabenstein ihr Leben verlohren haben, ganz kleine Kinder zurückließen; und daß diese Kinder, so viel man sich auch Mühe gab, sie gut zu erziehen, doch wieder eben so bösartig wurden als ihre hingerichteten Aeltern. Manche Kinder wurden noch in der Wiege zu Waisen, indem ihnen Vater und Mutter starben, oder davon liefen. Sie kamen also zu ihren Taufpathen, zu Verwandten, oder zu andern gutherzigen Leuten. Sie sahen nun die Unarten ihrer

Aeltern nicht, und doch bekamen sie eben die Fehler. Wie heißt daher das Sprichwort?

K. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

L. Wenn ihr also gute Aeltern habt: so könnt ihr Gott nicht genug dafür danken. Um eurer frommen Aeltern willen traut man euch auch weit eher, als den Kindern gottloser Aeltern. Wie schön ist nicht die Geschichte im Büchlein Tobiä! Als der junge Tobias zu dem alten Raguel kam und sich zu erkennen gab, fiel ihm dieser um den Hals, und küßte ihn. O, mein lieber Sohn, rief er aus, gesegnest seyst du; denn du bist eines recht frommen Mannes Sohn! So viel gutes verspricht man sich also von Kindern, wenn sie aus der Hand frommer Aeltern kommen. Haben denn aber die bösen Väter und Mütter immer böse, und die guten immer fromme Kinder?

K. Nein. Manchmal ist's umgewandt.

L. Woher kommt das wohl hauptsächlich?

K. Von der Erziehung.

L. Ich dächte aber, alle guten Aeltern erzögen auch ihre Kinder gut. —

K. Nicht immer.

L. Warum nicht immer?

K. Weil sie oft nicht wissen, wie sie's recht anfangen sollen.

L. Oder weil sie ihren Kindern zu gut sind; ihnen aus allzugroßer Zärtlichkeit alle Unarten hingehen lassen. Oder, noch eins — wo lernen die Kinder das meiste Böse?

K. Auf der Gasse und in bösen Gesellschaften.

L. Oder beym Gesinde. Wenn also die übrigens frommen Aeltern, nicht darauf sehen, daß ihre Kinder vor solchen Verführungen bewahrt werden: so mißrathen oft ihre Kinder, die sonst gewiß recht brav geworden seyn würden. Wollt ihr also künftig unzufrieden werden, wenn euch eure Aeltern nicht überall hin lassen, wo ihr gerne hin wollt?

K. Nein.

L. Schlagt auf: B. d. Weisheit 4, 12. — — Wie nun aber zuweilen brave Väter und Mütter ihre Kinder nicht gut erziehen: so trifft sich's zuweilen, daß unartige Aeltern so ziemlich auf Kinderzucht sehen; folglich kann es wohl manchmal eintreffen, daß Kinder böser Aeltern eher gedeihen, als Kinder der frommen. Samuel und Hiob waren fromme Leute, und ihre Kinder schlugen doch aus der Art. Im Ganzen genommen aber bleibt das Sprichwort dennoch wahr: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Ich fahre nun in dem Vergleiche der Menschen

mit Bäumen weiter fort: Wenn ihr eure Bäume schön und gerade ziehen wollt, dürft ihr wohl warten, bis sie groß sind?

K. Nein! zieh den Baum weil er jung ist!

L. Warum denn, weil er jung ist?

K. Weil man mit dem großen Baume meistentheils nichts mehr anfangen kann.

L. Ist denn das bey Menschen eben so?

K. Ja. Wie man einen Knaben gewöhnt weil er jung ist, so läßt er nicht davon wenn er alt wird. (Sprichw. 22, 6.)

L. Sagt mir einmal, Kinder, was thun eure Aeltern und Lehrer, wenn ihr Unarten an euch habt?

K. Sie zanken mit uns.

L. Und wenn das nicht hilft?

K. So strafen sie uns.

L. Wenn ihr aber schon 25 bis 30 Jahre alt wäret?..

K. — — —

L. Nicht wahr, dann würdet ihr schon nicht mehr so leicht zu bändigen seyn? Freylich solltet ihr euern Aeltern niemals über den Kopf wachsen; aber leider! ist es nun einmal so, daß die erwachsenen Kinder nicht mehr unter der Zucht stehen wollen. — Noch mehr: Aus dem Kinderfreunde wißt ihr, daß die Tugend eine lange Gewohn-

 heit

heit ist, und alles in der Welt will gewohnt seyn. — Glaubt ihr wohl, daß ich so schwere Feldarbeiten verrichten könnte, als die jungen Männer, die mit mir aufgewachsen sind?

K. Nein, weil Sie's nicht von Jugend auf gewohnt haben:

L. Würde ich es denn nicht aber jezt noch gewohnen können?

K. Das würde hart gehen.

L. Seht, Kinder, wenn man sich nicht schon in der Jugend an etwas gewöhnt, so geht es immer schwer im Alter. Von Jugend auf hab' ich mich gewöhnt, nach meiner Art, mit dem Kopfe, mit der Feder und bey Büchern fleissig zu seyn, und das wird mir nicht sauer; wenn ich mir aber statt dessen die Trägheit angewöhnt hätte: so würde ich mich jezt gewaltig plagen müssen, um fleissig zu werden. Wenn ihr euch also Fehler und Untugenden angewöhnt in der Jugend: so behaltet ihr sie meistens auch im Alter; so wie ein Baum, so lang er steht, krumm bleibt, wenn er nicht in der Jugend gerade gezogen worden ist. Um euch immer besser und geschickter zu machen, schicken euch unter andern auch eure Aeltern zur Schule. Ist es denn gut für euch, daß sie das jezt thun, da ihr noch so jung seyd?

K. Ja,

K. Ja, wenn wir schon groß wären: so würden wir uns schämen.

L. Das Lernen ist zwar für keinen Menschen Schande; aber die Erwachsenen glauben doch alle, daß es Schande seyn würde, erst als erwachsener Mensch in die Schule zu gehn. Daß das aber in der Kindheit geschieht, hat einen gedoppelten Nutzen. Jezt, da ihr keine großen andern Arbeiten verrichten könnt, habt ihr die meiste Zeit dazu, und das Lernen geht euch auch leichter ein, als alten Leuten, denen meistentheils das Merken saurer wird. Wenn wir uns nun aber nichts um euch bekümmerten, und euch aufwachsen ließen wie ihr selbst wollt. Wäre das gut für euch?

K. Nein, das wäre nicht gut!

L. Warum nicht?

K. Weil wir nichts lernten, und nicht fleissig, ordentlich und fromm würden.

L. Wenn man ein junges Stämmchen, das von Natur recht gut ist, so wild aufwachsen ließe —

K. So würde es nicht schön werden.

L. Und wenn auch das wäre, was für Früchte würde es tragen?

K. Keine gute.

L. Was thut man also, um wilde Bäume dahin zu bringen, daß sie gutes Obst tragen?

K. Man belzt oder oculirt darauf.

L. Von Natur aus, ihr lieben Kinder, gleicht ihr alle solchen Bäumen, die erst veredelt werden müssen; denn wenn man euch nicht zum Guten erzöge, würdet ihr alle sehr unwissende und ungerathene Menschen werden. Durch die gute Erziehung belzt man also gleichsam auf den wilden Stamm, ein zahmes und gutes Reis. — Was hat man denn aber ausser dem Pfropfen und Oculiren noch mehr an jungen Bäumen zu thun?

K. Man muß Acht geben, daß das Reis oder Auge nicht beschädigt wird.

L. Ganz recht! So müssen auch eure Aeltern Acht geben, daß ihre Mühe und Sorgfalt, die sie auf eure Erziehung wenden, nicht fruchtlos gemacht wird, durch böse, unartige Menschen, die euch verführen. So wie es gottlose Leute gibt, die die Bäume aus Bosheit verderben; oder wie es auch solche gibt, die es aus Unüberlegtheit thun: so gibt es auch böse und unüberlegende Menschen, die andre zu Fehlern und Lastern verführen und ins Verderben stürzen; aber das meynte ich eigentlich nicht durch meine Frage. Braucht man denn außer der Sorge für das Pfropfreis gar nichts am Baum zu thun? Was macht man

man denn, wenn Wasserreiser und andre schädliche Nebenzweige daran wachsen?

K. Man schneidet sie weg.

L. Warum denn?

K. Weil sie den guten Aesten den Saft wegnehmen.

L. Was ließe sich denn wohl an den Menschen mit den schädlichen Wasserzweigen vergleichen?

K. Die Untugend.

L. Was soll denn nun mit den Untugenden vorgenommen werden?

K. Man soll sie wegschneiden oder wegschaffen.

L. Auch dieß, liebe Kinder, thun eure Aeltern und Lehrer, und das thut auch die Obrigkeit. Ein Baum, der viel sogenannten Geiz, oder viele Wasserzweige hat, verdirbt halb darüber, und ein Mensch, der viele Untugenden in sich duldet, macht, daß die Tugenden in ihm auch allmählig zu Schanden gehn. Die Untugenden nehmen gleichsam der Tugend den Safft weg. — Welcher Baumgärtner meynt es also wohl am beßten mit seinen Bäumen: der, welcher das üppige, schädliche Gesträuche von ihnen wegschafft, oder der, welcher es stehen läßt?

K. Der

K. Der es wegschneidet.

L. Wendet das einmal auf die Erziehung an!

K. Die Aeltern meynen es auch am beßten mit uns, die uns die Unarten abgewöhnen.

L. Das glaubt ihr freylich jezt nicht allemal, liebe Kinder; aber wenn ihr einmal größer und gescheider werdet, dann dankt ihr's gewiß euren Aeltern und Lehrern, die euch in der Jugend zu ziehen gesucht haben. Jezt schon müßt ihr angewöhnt werden, gute Früchte zu bringen, und durch sie in der Welt nüzlich zu werden. Nüzt denn auch ein Baum durch seine guten Früchte?

K. O ja, recht viel. Man kann die Früchte entweder selbst essen, oder verkaufen.

L. So oft ihr also einen fruchtbringenden Baum seht, könnt ihr daran denken, daß auch ihr dem Baume gleich seyn sollt. Wie viel Freude hat nicht ein müder Mensch, oder ein jeder der Kühlung sucht, unter einem schattigten Baume! Wie mancher Lechzende erquikt sich mit seinen Früchten, und wie mancher Arme hilft sich durch das, was seine Bäume tragen, aus der Noth! Mancher Mensch macht hingegen keiner Seele Vergnügen, sondern ärgert und beschädigt nur die Leute. Bey ihm wird kein Elender gelabt, und kein Armer aus der Noth gerissen. So

ein

ein Mensch ist doch wahrlich nicht so ehrwürdig als ein fruchtbringender Baum! — Wer unter euch Kindern hat das Lied: An einen Baum, das ihr in der Schule geschrieben habt, auswendig gelernt?

K. Ich.

L. Es wird nämlich ein Baum, der im Herbste schon seine Blätter verliert, angeredet. Wie heißt das Lied?

Kind. So wird denn deines Hauptes Zier
So bald der Zeit zum Raube!
Mein leichter Fuß rauscht unter dir
Schon in dem todten Laube!
Und was noch nicht herunter fiel,
Hängt bleich und welk, der Winde Spiel.

Mit Ehren neigst du dich zur Ruh;
Denn nutzbar war dein Leben.
Wie manche süße Frucht hast du
Freywillig mir gegeben!
Wie oft gab uns dein Schattendach
Erquickung, wenn die Sonne stach!

O wohl mir! ruft dereinst auch mich
Des Lebens Herbst zu Grabe,
Wenn ich mich trösten kann, daß ich
Viel Frucht getragen habe;
Daß ich nach Kräften jedermann
Genützt, gedient und wohlgethan!

L. Wie

L. Wie wird es euch aber einmal gehn, liebe Kinder, wenn ihr arge Früchte bringt? wenn ihr schändliche, schädliche Handlungen begeht, die nicht nur keiner Seele nützen, sondern euch selbst und euren Mitmenschen Schaden bringen? Wie heißt es im Evangelio?

K. Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.

L. Die Menschen werden also auch hier mit Bäumen verglichen. Was geschieht mit einem schlechten, bösartigen Baume?

K. Er wird abgehauen.

L. Haut man ihn denn sogleich ab, ohne zuerst probirt zu haben, ob man nicht gute Früchte von ihm erhalten könnte?

K. Nein — man probirt erst, ob man nicht beßre Zweige darauf setzen kann.

L. Wenn nun aber das nicht angeht — wenn kein Zweig darauf gedeiht?

K. Dann wird er abgehauen. „Haue ihn ab, was hindert er das Land?"

L. Auch Gott, ihr lieben Kinder, läßt gar viele Proben mit uns machen, ob wir nicht zu bessern, und dahin zu bringen sind, daß wir gute Früchte bringen. Wir werden z. E. als Kinder schon gelehrt, was Gut und Böse ist.

Man

Man ermahnt und warnt uns in der Kirche; Wir kommen zu vielen guten Menschen, die uns schöne Beyspiele geben; Es geht uns manchmal in Krankheiten und andern Unglüksfällen recht übel, damit wir an Gott und an unsre Schuldigkeit denken und besser werden sollen. Oder Gott läßt es uns recht wohl gehen, daß uns seine Güte zur Buße leiten soll; Wir sehen an andern, wie unglüklich die Sünde macht, und können das uns zur Warnung dienen lassen u. dergl. Sind wir aber wie die faulen bösartigen Bäume: (denn das Wort faul will so viel sagen als bösartig, an dem nichts mehr zu bessern ist,) so werden wir abgehauen. Was heißt denn das: der Mensch wird abgehauen?

K. Er wird umgebracht.

L. Also alle böse Menschen werden umgebracht?

K. Nein, nicht alle.

L. Oft geschieht es freylich, daß sehr lasterhafte Menschen, Diebe, Mörder, Mordbrenner und dergleichen, hingerichtet werden. Andere bringen sich durch ein schwelgerisches Leben, durch Sauffen und andere schändliche Dinge selbst frühzeitig ins Grab; aber das ist im heutigen Evangelio nicht gemeynt. Werden denn nicht alle Menschen, so zu sagen, abgehauen?

K. Ja, alle Menschen sterben.

L. Ich dachte, wer gute Früchte bringt, d. i. wer Gutes thut, wird nicht abgehauen.

K. Ja: aber nicht in das Feuer geworfen.

L. Also darin liegt der Unterschied zwischen dem Schicksal der guten und der bösen Menschen. Welche sollen denn in das Feuer geworfen werden?

K. Die Gottlosen, die keine guten Früchte gebracht haben.

L. Die sollen also in ein ordentliches Feuer, in einen brennenden Holzhaufen, oder in Pech und Schwefel geworfen werden?

K. Nein. Feuer zeigt nur Quaal und Unglück an, und Geister können nicht brennen wie Leiber.

L. Richtig! Das Feuer ist für unsern Körper ausserordentlich schmerzhaft, und zeigt daher bildlich auch das Unglük böser Menschen in der Hölle an. In den ältern Zeiten war das Verbrennen eine sehr gewöhnliche Strafe. Jezt ist es seltner. Weißt du noch den Ort zu nennen, wo zu den Zeiten Christi große Missethäter verbrannt wurden?

K. Das Thal Hinnom.

L. Wenn also in der Bibel, z. E. in der Geschichte vom reichen Manne und vom armen Lazarus, vom Feuer, als von der Strafe der Verdammten geredet wird: so muß man darunter überhaupt die Bestrafung verstehn. Wenn nun aber die Gottlosen nach ihrem Tode nicht brennen

nen müssen: so braucht man sich ja nicht mehr vor der Verdammniß zu fürchten?

K. Warum nicht? Wir sollen uns überhaupt hüten, daß wir nicht bestraft und unglüklich werden.

L. Gott mag uns also auf diese oder jene Art, härter oder gelinder, strafen: so ist das Jammers genug, zumal wenn man denken muß: Das alles hätte ich vermeiden — so und so glüklich hätte ich werden können! — Aber hat denn das Thun und Lassen, so gar viel zu bedeuten, daß man ohne gute Frucht gar nicht in den Himmel kommen kann? Man kann ja auf dem Sterbebette noch fleißig beten, und seine Zuflucht zu Christo nehmen.

K. Es könnte seyn, daß wir plözlich stürben, und gar nicht zu beten mehr im Stande wären.

L. Gesezt aber, wir stürben nicht so plözlich, und könnten also noch viel beten, und sogar das Nachtmahl empfangen?

K. Das Beten und Nachtmahlgehen hilft allein nichts. „Es werden nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in den Himmel kommen; sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

 L. Daß

L. Daß das Gebet und das heil. Nachtmahl nicht die Frömmigkeit selbst, sondern nur Mittel zum Besserwerden sind, und folglich gar keinen Werth haben, wenn nicht die Früchte dazu kommen, das habt ihr schon oft gehört, und das nämliche sagt auch die Bibel: (Jac. 2, 16. 24. Röm. 2, 6. Offenb. Joh. 22, 12. Matth. 25, 35—42. Wenn nun aber ein Mensch das Gute einmal versäumt hat; kann er im hohen Alter oder auf dem Krankenbette wohl das Versäumte nachholen?

K. Nein, dann ist es zu spät.

L. Kann man überhaupt das Versäumte wieder ganz einbringen?

K. Nein.

L. Wenn ein Baum 40 Jahre lang nichts trüge, und erst in den lezten 5—6 Jahren anfienge Früchte zu tragen, könnte der wohl dadurch alles einbringen, was er versäumt hat?

K. Nein.

L. Wenn er aber in den lezten Jahren desto mehr brächte?

K. So könnte er es doch nicht nachholen, weil er in der vorigen Zeit viel hätte tragen können, und die lezten Jahre doch auch.

L. Seht! Das Versäumte läßt sich also, im eigentlichen Verstande nicht gut machen. Vielleicht

leicht aber kann man es durch die Bußgebete?

K. Nein!

L. Was sagt Johannes von der Buße? Schlagt auf: Matth. 3, 8.

K. Thut rechtschaffne Früchte der Buße!

L. Also ist keine Gnade mehr für solche Leute, die ihre Fehler erst auf dem Sterbebette bereuen?

K. Vielleicht doch; wenn ihre Reue ernstlich ist.

L. Sind denn nicht die meisten Menschen recht busfertig auf dem Krankenbette?

K. Ja, sie versprechen fast alle, daß sie künftig recht fromm werden wollen.

L. Und wenn sie wieder gesund sind?

K. Fangen sie's wieder beym Alten an.

L. Ja, lieben Kinder, die Buße vor Todesangst, oder die Galgenbuße, wie ich sie nennen möchte, taugt meistentheils nichts. Sollten denn aber die Leute, die sich so reumüthig einfinden, und so viel Gutes vor Todesangst versprechen, sollten die sich wohl nur so verstellen?

K. Nein, es ist ihr Ernst; aber sie werden gar bald wieder andern Sinnes.

L. Merkt also, Kinder, die Leute, die sich nicht bekehren, so lange sie gesund sind, bessern

sich selten, äusserst selten, auf dem Krankenbette. So wurde manchem unter dem Galgen das Leben geschenkt, weil er sich so gut anstellte; er kam in Freyheit, und stahl nach wie vor. Wissen wir denn also nicht, welche Buße ernstlich ist?

K. Nein; aber Gott weiß es.

L. Weiß denn Gott auch, was die bösen Menschen, die sich auf dem Sterbebette so gut anstellen, thun würden, wenn er sie wieder gesund werden ließe?

K. Ja, Gott ist allwissend.

L. Wenn also der Herr über Leben und Tod einen Sünder sterben läßt; so wird er ihn ohne Zweifel nicht nach seinen Bußgebeten, sondern darnach richten, ob er sich, wenn er ihn hätte länger leben lassen, würde gebessert haben oder nicht. Ihr seht also: daß es auch hier noch aufs Thun ankommt, indem Gott den ernstlichen Willen für die That annimmt. Das ist aber immer eine sehr gefährliche Sache. Spare also deine Buße nicht ꝛc. (Sir. 18, 22.) Und ihr, ihr Kinder, fangt recht frühzeitig an, fromm zu werden. Gedenket an euern Schöpfer in der Jugend ꝛc. Wer früh anfängt, der kann immer mehr ausrichten und hat nicht so viel einzubringen (wiewohl man eigentlich das Versäumte gar nicht nachholen kann, wie ich euch eben erklärt habe,)

als

als der, welcher erst spät ans Geschäfte der Besse-
rung geht. Wer viel in einem Tage arbeiten will, was muß der thun?

K. Er muß früh anfangen und fleißig seyn bis an den Abend.

L. Eure Jugend, liebe Kinder, ist gleichsam der Morgen; die männlichen Jahre sind der Mittag, und das Alter ist der Abend des Lebens. Fangt also schon am Morgen an Gutes zu thun. Wer weiß ob ihr's am Abend noch könnt. Dient dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen. Thut, was er geboten hat, fürchtet Gott allezeit und traut ihm von ganzem Herzen: so wird es euch wohl gehen in Zeit und Ewigkeit. Amen!

III.

Schul-Catechisation über die Baumzucht.

Veranlaßt durch Rochow's Kinderfreund. Nr. 6 im 1 Th. der fränk. Ausg.

„Die Apfelkerne.

„Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch die sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf!“

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man die Kerne im Herbst oder Frühling in die Erde säet, so kann aus jedem Kerne mit der Zeit ein Baum

Baum werden, der viel schöne Früchte trägt. Da aber die Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig anfangeu, dergleichen zu ziehen."

Da giengen die Kinder sogleich in den Garten, gruben ein Beet herum, und säeten alle Kerne, die sie den Herbst über aufsparten, hinein. Im folgenden Jahre wuchsen die kleinen Bäumchen haufenweise hervor. Fritz zog nun die überflüßigen heraus, damit sie nicht allzu hart beysammen stånden, und Marie hielt das Beet von allem Unkraut rein. Nun lernte Fritz von einem Gärtner das Belzen und Oculiren, und unter andern auch das sogenannte englische Belzen. Er schnitt nämlich die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der kleine Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte quer durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreis keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumensbreit auf zwey Seiten das Reis so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablösete. Jezt steckte er das Reis in sein Stämmchen, band es fest mit Bast oder Bindfaden zu, und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte.

Diese Art, auf den Kern zu belzen, zog er jeder andern Weise bey jungen Bäumen vor, weil hier die Reiser am früheſten aufgesezt werden können, am leichteſten gedeihen, am schönsten beym Schnitte verheilen, und am schnelleſten fortschlagen. Nach ein paar Jahren versezte er die gebelzten Stämmchen auf den Güthern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versezte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstutzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüßigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet. Kurz, Fritz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht, und was er anfieng, gerieth ihm wohl. Da nun Fritz und Marie größer wurden, ärnteten sie fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie einst Aepfel pflükten, da sagte Fritz zu Marien: Ey war's nicht gut, daß du die Kerne damals nicht aufaßeſt? Ja wohl! sagte Marie. Aber wie gut war es, daß du in die Schule giengst, und solche gute Sachen lernteſt!

Ein guter Rath ist Goldes werth. Sir. 40,25.
Achte nichts geringe, das nüzlich ist!

L. Worüber reden Marie und ihr Bruder Friz in der Erzählung, die ihr eben gelesen habt?

K. Ueber die Baumzucht.

L. Was that denn eben Marie, als Fritze das Gespräch mit ihr anfieng?

K. Sie wollte eben die Kerne eines Apfels essen.

L. Wozu, meynte Friz, daß die Kerne besser angewandt werden könnten?

K. Zum Ausstecken.

L. Wer hatte denn Fritzen auf diese beßre Verwendung der Kerne aufmerksam gemacht?

K. Der Herr Schullehrer.

L. Was hatte denn der seinen Kindern gerathen?

K. Daß sie die Kerne aufsparen und säen sollten.

L. Warum denn erst säen? Gibts denn nicht im Walde genug sogenannte Wildstämme, die man herausgraben und setzen kann?

K. Ja; aber von guten Kernen sind sie besser.

L. Wißt ihr auch ein Mittel, durch welches man aus den Kernen des guten Obstes recht

genießbare Früchte ziehen kann, ohne sie zu belzen oder zu oculiren?

K. Nein.

L. Das Mittel wußten wohl die zwey Geschwistere im Kinderfreunde auch noch nicht, sonst würden sie nicht nur die Kerne, sondern das ganze Obst und zwar das schönste und reifste gesteckt haben. Ihr wißt, daß manche Kerne, z. E. von Zwetschgen, Pflaumen, Abrikosen und Pfirsigen so selten aufgehn. Woher kommt das wohl?

K. Daß man blos die Kerne steckt. Man sollte die Früchte ganz stecken.

L. Richtig. Das Fleisch oder die zarte Frucht, in welcher die Kerne liegen, ist der feinste und beßte Nahrungssaft für die jungen Keime. Der Kern springt in diesem Safte lieber auf, der Keim wurzelt lieber, und hat im Anfange gesündere Nahrung, als die Erde gibt. Wie einem kleinen Kinde die Muttermilch zuträglicher ist, als alles andre, so ist auch dem Kerne die Nahrung am zuträglichsten, die er aus dem Obste selbst zieht. Nun haben Baumgärtner die Erfahrung gemacht, daß alles Obst, auch Aepfel und Birnen, schöner wachsen und beßre Früchte tragen, wenn man sie im Fleische steckt, als wenn man aus Sparsamkeit blos die Kerne nimmt. Wie sollten demnach

nach alle Leute ihre Bäume ziehen? Sollten sie blos die Kerne stecken?

K. Nein. Auch das Fleisch.

L. Um welche Jahrszeit thut man das?

K. Im Herbste.

L. Wenn man aber das ganze Obst steckt: kommen dann nicht die Stämmchen zu dicht an einander?

K. Ja. Der Apfel, den Marie essen wollte, hat sechs Kerne gehabt.

L. Und diese sind alle in dem kleinen Kerngehäuse; folglich kommen sie zu nahe zusammen. Was hat man also da zu thun?

K. Man muß die überflüssigen heraus reissen.

L. Nicht heraus reissen, sondern sehr vorsichtig herausziehen, wenn sie einmal etwa so lang, als eine Spanne, herangewachsen sind. Man wählt nämlich das schönste Stämmchen zum Stehenbleiben; die schlechtern aber zieht man daneben aus und setzt sie an einen andern Ort. Warum soll man diese aber sehr vorsichtig ausziehen?

K. Damit man nicht auch die heraus reißt, welche stehn bleiben sollen.

L. Wenn nun aber die jungen Stämmchen gut fortwachsen sollen, was muß man an dem Beete thun, auf welchem sie stehn? Was that Marie?

K. „Marie hielt das Beet von allem Unkraute rein.“

L. Und was wird wohl Fritze gethan haben, wenn die Stämmchen etwa zu viel Nebenzweige hatten?

K. Er wird sie weggeschnitten haben.

L. Und wenn eines nicht schön gerade wuchs?

K. So wird er es an einen Pfahl gerade gebunden haben.

L. Wenn man aber auch das alles beobachtet, was wir bisher gesagt haben, wächst darum ganz gutes Obst an den Bäumen, wenn sie gros werden?

K. Nein.

L. Bäume, die man von Jugend auf so behandelt, tragen allerdings, ohne weitere Kunst, schon ziemlich gutes Obst; aber um von ihnen recht gutes zu bekommen, muß noch etwas mehr geschehn. Was hat Fritze von einem Gärtner gelernt?

K. Das Belzen und Okuliren.

L. Man hat verschiedene Arten zu belzen oder zu pfropfen. Die bey uns gewöhnliche, da man nämlich die Reiser auf der einen Seite, hart an einem Auge, bis auf die Mitte einschneidet und herunter spält't, und dann in die aufgestochne

Rinde des Baumes schiebt, ist allerdings sehr gut. Habt ihr es schon gesehen?

K. Ja.

L. Aber diese Manier, Reiser aufzusetzen, thut bey ganz jungen Stämmchen nicht gut; diese müssen entweder okulirt, oder auf die Art gebelzt werden, wie es Fritze machte. Zwar gibt es noch andre Arten; ich aber halte diese, von der ihr gelesen habt, selbst für die beßte. Wie machte es denn Fritze?

K. (lies't.) Er schnitt die Stämmchen, wenn sie kaum so dick waren als der Finger eines Kindes, gerade herüber ab, und machte durch den Kern einen zolltiefen Spalt, wie man ihn macht, wenn man einen Keil einschlagen will. Nun schnitt er sein Belzreis keilförmig, das heißt, er schnitt allenfalls Daumensbreit auf zwey Seiten das Reis so zu, daß es unten scharf wie ein Meissel wurde; dabey aber nahm er sich sehr in Acht, daß er neben herab die Schale nicht ablösete. Jezt steckte er das Reis in sein Stämmchen, band es fest mit Bast zu und verwahrte es mit Baumwachs, daß die Luft nicht zukommen konnte.

L. Richtig. Bey dieser Art zu belzen dürft ihr aber nicht vergessen, daß das Pfropfreis eben so dick seyn muß als das Stämmchen. Ist das Stämmchen dicker: so schneidet man die Reiser

an

an der einen Seite schärfer als an der andern, und schiebt sie so in das gespältete Stämmchen, daß die Rinde des Zweigs den man aufsetzt, nur auf der Einen Seite an die Rinde des Bäumchens sich anschließt. Doch, das muß durchs Sehen und Probiren gelernt werden! — Wie lange braucht es aber wohl Zeit, bis ein Baum tragbar wird?

K. Wohl zehn bis zwölf Jahre.

L. Wohl auch noch länger, je nachdem es ein Baum ist, und je nachdem das Erdreich beschaffen ist, in welchem er steht. Unter 16—18 Jahren wird selten ein Apfel- oder Birnbaum so tragbar, daß man etwas beträchtliches von ihm erhält. — Ehe ihr Kinder einmal eure eigene Wirthschaft anfangen könnt, werden wohl fast eben so viel Jahre hingehn. Dann seyd ihr beyläufig 26—28 Jahre alt. Wenn ihr dann erst anfangt Birn- und Aepfelbäume zu säen — wie lange müßt ihr noch auf die Frucht warten?

K. Sechzehn bis achtzehn Jahre.

L. Und wie alt seyd ihr dann?

K. Wohl in den Vierzigern.

L. Da kommt ihr wirklich spät zum Genuß, und dürft gar noch froh seyn, wenn ihr nicht noch länger warten müßt. Wie müßtet ihr es also

wohl

wohl anfangen, um frühe gutes Obst, das ihr selber gepflanzt habt, zu bekommen?

K. Wir müßten jezt schon anfangen schöne Bäume zu ziehen.

L. Wie sagte deßwillen der brave Schullehrer in der Erzählung, die ihr gelesen habt, zu seinen Kindern?

K. „Da die Bäume nicht über Nacht wachsen, sondern wohl Zeit haben wollen: so muß man recht frühzeitig anfangen dergleichen zu ziehen.“

L. Thaten denn das auch Fritz und Marie?

K. Ja.

L. Wer aber Bäume pflanzen will, der muß ja auch Feld besitzen, wohin er sie setzen kann. Haben denn auch Kinder schon eigenthümliche Güther?

K. Nein. Fritz und Marie sezten ihre Bäume auf die Güther ihres Vaters.

L. Und wer wird wohl einmal diese Güther geerbt haben?

K. Die Kinder, nämlich Fritz und Marie.

L. Möchtet ihr es wohl auch so machen wie sie?

K. O ja!

L. Um was wollt ihr also eure Aeltern bitten?

K. Daß wir auch, wie Fritz und seine Schwester, eine Baumschule anlegen und die Bäume auf das Land setzen dürfen.

L. Wenn

L. Wenn ich ein Landmann wäre und Knaben hätte: so würde ich es so machen: Ich wies einem jeden von meinen Söhnen, so bald sie einmal 8 — 10 Jahre alt wären, ein brauchbares Stück Land an. Seht, Kinder, würde ich sagen, ich gebe hiemit einem jeden von euch einen Acker, auf dem ihr Bäume pflanzen könnt, und in dem Garten oder Weinberge lasse ich euch Platz, hübsche Bäume zu ziehn. Folgt ihr mir nun: so sollt ihr, so lange ihr bey mir seyd, den Nutzen haben, den eure Bäume abwerfen, und wenn ihr einmal eure eigene Haushaltung anfangt: so soll jeder von euch den Acker eigenthümlich bekommen, den er mit Bäumen besezt hat. — Würde euch das wohl freuen?

K. O ja, das würde uns freuen!

L. Wenn nun aber eure Aeltern nicht selbst auf den Einfall kommen? was wollt ihr thun?

K. Wir wollen sie darum bitten.

L. Und das wird gewiß helfen! Aber was müßt ihr dann lernen, wenn ihr die jungen Bäume recht behandeln wollt?

K. Das Belzen und Okuliren und das Versetzen.

L. Auch wie man Bäume beschneiden und sonst behandeln muß. Wo lernte das Fritze?

K. Bey einem Gärtner.

L. Muß der Mann, bey dem man es lernt, eben ein Gärtner seyn?

K. Nein;

K. Nein; aber er muß mit Bäumen gut umgehen können.

L. Und solcher Leute gibt es gar viel bey uns. — Wie machte es denn Fritze, da die Bäumchen, die er selbst gezogen hatte, groß genug wurden zum Versetzen?

K. (lies't) Er versezte die gebelzten Stämmchen auf den Güthern seines Vaters in sehr weite Gruben, damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten, und band die Bäumchen an Stäbe, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen. Am liebsten versezte er im Herbste; aber dann machte er's nicht wie Manche, die die Aeste sogleich beym Setzen im Herbste schon abstuzen. Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet.

L. Wie waren die Gruben beschaffen, in die er seine Bäume sezte?

K. Sie waren weit.

L. Warum gab er sich aber die Mühe, die Gruben so weit und tief zu machen?

K. Damit die Wurzeln sich leichter ausbreiten konnten.

L. Merkt euch das. Die meisten Leute sparen beym Baumsetzen die Mühe; dafür aber bekommen

auch die Bäume, die in so enge und seichte Gruben gesezt werden, selten ein rechtes Wachsthum, es müßte denn der Boden an und für sich ausserordentlich gut seyn. Wo Küppergrund und sonst sehr harter Boden ist, da muß man die Gruben schlechterdings weit und tief machen, damit doch der Baum in den ersten Jahren, eh er erstarkt, leichter fortwurzeln kann. Was that nun Fritze weiter, wenn seine Bäumchen in diese weiten Gruben gesezt waren?

K. „Er band sie an Stäbe fest, damit sie vom Winde nicht losgedreht wurden und schön gerade wuchsen."

L. Um welche Zeit versezte er am liebsten?

K. Im Herbste.

L. Warum am liebsten im Herbste?

K. Weil es im Frühlinge oft so dürre wird, daß die frisch gesezten Bäume nicht fortschlagen.

L. Und wie machte ers dann? Hieb er sogleich die Aeste der zu setzenden Bäume ab?

K. Nein. „Erst im Frühlinge schnitt er den überflüssigen Wald ab; denn er hatte bemerkt, daß der Winterfrost an den frisch abgeschnittenen Zweigen gar viel Schaden anrichtet."

L. Warum haut man denn gewöhnlich das Gesträuch an den Sezlingen ab?

K. Weil die Wurzeln nicht alles Gesträuch frisch erhalten können.

L. Rich-

L. Richtig! Die Wurzeln sollen von Rechtswegen weiter sich ausbreiten als die Aeste. Da nun die Wurzeln beym Ausgraben zu sehr abgestuzt werden: (wiewohl man so viel Wurzelwerk zu erhalten suchen muß, als möglich ist,) so muß man auch die Aeste verkürzen. Ist es aber gut, wenn man alle Aestchen des jungen Baumes wegnimmt, und gar keine Treibaugen stehen läßt, wie es manche Leute machen?

K. Nein, es ist nicht gut. Die Bäume verderben dann gerne.

L. Da nun Fritze so vorsichtig zu Werke gieng, geriethen ihm auch seine Bäume?

K. Ja. „Was er anfieng das gerieth.“

L. Und was einem wohl geräth, thut man das gerne?

K. Ja. „Friz bekam eine ungemein große Freude zur Baumzucht.“

L. Und da er größer wurde, was bekam er da von seinen Bäumen?

K. „Er bekam jährlich eine Menge schöner Früchte.“

L. Freute ihn das wohl? Was sagten da Friz und Marie zu einander?

K. „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals nicht anfaßest? sagte Friz; und Marie

 sagte:

sagte: aber wie gut war es, daß du in die Schule giengst und solche gute Sachen lerntest!"

L. Der Rath war ihm also sehr nüzlich, den er von seinem Herrn Schullehrer erhielt. Was sagt Sirach vom Werthe eines guten Raths? Schlagt auf Sir. 40, 25.

K. „Gold und Silber erhalten einen Mann; aber vielmehr ein guter Rath."

L. Trug denn die Befolgung des guten Raths unserm Friz auch Gold und Silber ein? Was wird von ihm Nr. 9 im Kinderfreunde erzählt?

K. Er bekam durch eine Krankheit einen Schaden, der ihn an schweren Feldarbeiten hinderte, und da half er sich mit der Baumzucht.

L. Und da ein neuer und verständiger Schulze ins Dorf kam, was geschah da weiter?

K. „Dieser brachte es dahin, daß alle Gemeinpläze mit allerley Bäumen besezt wurden. Zu dem Ende mußte Friz eine öffentliche Baumschule zum Beßten der Gemeine anlegen, wozu man ihm einen schicklichen Plaz anwies und einzäunte. Die gebelzten und okulirten Bäume, die Friz schon vorräthig hatte, kaufte man ihm sogleich ab, und gab ihm dann aus der Gemeinkasse jährlich etwas an Getreid, Geld und Ackerland, wofür er die Baumschule in Ordnung halten, mit Beyhülfe etlicher Handfröhner die Bäume Reihenweise sezen, anbinden, des Winters mit Stroh verwahren, und die großen Bäume, die schon vor seiner Zeit da standen, ausputzen mußte. Daben hatte denn Friz sein ehrliches Auskommen mit Weib und Kindern.

L. Seht! Solche Baumschulen sollten in

allen

allen Dörfern auf öffentliche Kosten angelegt wer-
den. Lernt aber auch an Fritzen, wie nüzlich es ist, wenn man was gutes gelernt hat. Als Fritze sich zuerst auf die Baumzucht verlegte, dachte er wohl nicht, daß er sich fast alleine davon nähren würde. Jenem Bauer im Kinderfreunde, (Nr. 59 im 2ten Theil) der seines Gartens so fleißig wartete, wurde durch etliche Borsterapfelbäume allein aus der Noth geholfen, als er an seinem Vieh so großen Schaden gelitten hatte. Wenn ich euch nun aber rathe, schon jezt gute Bäume zu pflanzen, damit ihr den Nutzen davon noch selbst und in euern beßten Jahren genießen könnt: will ich euch denn damit die Fehler angewöhnen, nur allein für Euch und nicht auch für die Nachkommen zu sorgen?

K. Nein, auch für die Nachkommen muß man sorgen.

L. Les't Nr. 19 im 2ten Theile des Kinderfreunds.

K. (lies't.) „Wenn Wilhelm einen Obststamm belzte: so sezte er gemeiniglich einen Zweig Borsdorfer darauf. Einst besuchte ihn sein Nachbar Hans, fand ihn bey dieser Arbeit, und tadelte ihn deßwillen. Ei, Gevatter, sprach er, warum ahmt ihr nicht lieber Pfropfreiser von andern Aepfelarten die eher tragen? Das könnt ihr noch erleben, aber die Borsdorfer tragen vielleicht in 20 Jahren noch nicht recht viel Obst.

Aber wenn diese denn doch einmal tragen, antwortete Wilhelm, dann haben auch meine Nachkommen auf lange Zeit desto reichlichern Vortheil."

IV.
Catechisation
über
die Neigung der Jugend, fremde Güther zu beschädigen.

Veranlaßt durch Nr. 15 im 1 Theile des Rochowschen Kinderfreunds.

„Der Baumverderber.

„Hans that gerne unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmide holte und unter Wegs einen jungen Baum sah: so machte er sich daran und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfes hatte zwey Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauern, bis Hans dabey betroffen wurde. Er wurde empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: Ich habe nicht allein Schaden gethan. Andre haben auch Bäume beschädigt. Darauf antwortete der Herr: Aber dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, und die andern nicht. Hast

Hast du Andre gesehen, welche die Bäume beschädigten: so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen müssen."

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten. Sprichw. 24, 1.

Mose gebot sogar den Kriegsleuten, daß sie in Feindesland die Fruchtbäume nicht beschädigen sollten. 5 Mos. 20, 19.

L. Was that der unartige Hans in der eben gelesenen Erzählung?

K. Wenn er von der Schmide heimgieng: so probirte er an den Bäumen seine Pflugeisen, ob sie scharf wären.

L. Wer hatte denn die Bäume setzen lassen, an denen er die Eisen probirte?

K. Der gnädige Herr.

L. Was hatte denn Hans gegen seinen Herrn, daß er ihm die Bäume verdarb? War er vielleicht einmal von ihm gestraft worden, daß er sich nun rächen wollte?

K. Nein. Er that eben gern unnütze Dinge und wollte nur die Pflugeisen probiren.

L. Was war also der Grund von dem Fehler den er begangen hat: Bosheit? oder Leichtsinn und Muthwille?

K. Leichtsinn und Muthwille.

L. So war ja Hans nicht straffällig, wenn er's nicht aus Bosheit that?

K. Der Muthwille muß auch bestraft werden.

C. Möchtet ihr euch wohl gerne von einem muthwilligen Knaben einen Stein an den Kopf werfen lassen?

K. Nein.

C. Aber wenn der junge nur aus Muthwillen und Unüberlegtheit nach euch geworfen hätte, ohne eine böse Absicht zu haben?

K. Er soll uns auch nicht aus Muthwillen beschädigen.

C. Ueber dem Werfen fällt mir eine Frage bey: Sagt mir, Kinder, was wollt ihr wohl euern Cameraden zeigen, oder selbst probiren, wenn ihr über hohe Häuser werft, oder einen Stein in die Wette schleudert?

K. Wie stark wir sind.

C. Und das ist bey jungen Leuten gar oft auch in andern Dingen der Fall. Es geht z. E. ein junger Mensch mit einem Beile durch die Markung: Nach was gelüstet's ihn da meistens?

K. Er möchte gern probiren, wie scharf das Beil ist.

C. Das könnte er am besten erfahren, wenn er die Schärfe befühlte. Wenn er also damit in einen Zaun, oder in ein Geländer, in einen Baum, oder in sonst etwas hauet, was wird er wohl noch weiter dabey probiren wollen?

K. Wie stark er ist und wie tief er hauen kann.

C. Richtig! Junge Leute im Wachsthum, oder in der beßten Stärke ihrer Kraft, suchen allerley Gelegenheiten, Proben davon zu machen oder zu geben. — Ist das denn unrecht, wenn man seine Kräfte übt?

K. Nein, es ist nicht unrecht; aber man muß nicht

nicht andern Leuten damit schaden. Man kann sie auf eine nüzliche Art probiren.

L. Glaubt ihr aber, l. Kinder, daß die jungen Leute nur allein in der Absicht fremde Sachen beschädigen, um ihre Stärke zu versuchen?

K. Nein, sie thun es auch oft aus Bosheit.

L. Und gar zu oft ist beydes beysammen: Muthwille und Bosheit. — Sind denn die jungen Taugenichtse den Leuten, deren Güther sie beschädigen, allemal feind?

K. Nein.

L. Und doch freuen sie sich, ihnen Schaden zu thun?

K. Es kann seyn.

L. Ja wohl freuen sich manche. Sie denken sich mit Vergnügen, wie der beschädigte Eigenthümer zanken und lärmen wird, wenn er den Muthwillen wahrnimmt; wie er's bald diesem bald jenem zeihen, und den Thäter doch nicht errathen wird. Zuweilen ist's aber wirkliche Rachsucht. Was thun manche Bösewichte, wenn sie sich von jemand beleidigt dünken?

K. Sie verderben ihm etwas.

L. So haben wir also schon zwey Ursachen der so gewöhnlichen Beschädigung fremder Güther: 1. den Muthwillen und, was damit gewöhnlich verbunden ist, das Verlangen, seine Kraft zu probiren. 2. Bosheit oder Rachsucht. Glaubt ihr aber, daß auch 3tens die Bequemlichkeit solche Beschädigungen veranlassen kann?

K. Ja.

L. Warum gehn, reiten und fahren manche Leute über das besaamte Feld, über grünende Wiesen und andre Güther? Warum bleiben sie nicht auf dem Wege?

K. Weil es ihnen da zu kothig ist.

L. Oder weil sie queer über Aecker und Wiesen einen nähern Weg machen wollen. Sie reissen Zäune, Dornen und Pfandzeichen, die ihnen in den Weg gesteckt sind, aus, brechen durch Hecken und Geländer, und fragen gar nicht darnach, wie viel Schaden sie anrichten. Wenn nun Einer einmal Bahn gemacht hat: was thun viele Andre, die nach ihm kommen?

K. Sie gehn und fahren eben den Weg.

L. So ein sündlich-bequemer Mensch verleitet also auch Andre zu eben dem Fehler, den er selbst begeht. — Ich komme nun auf den vierten Beweggrund zu Beschädigungen und Freveln. Was thun manche böse Jungen, wenn sie vor einen Baum kommen, an dem schöne Früchte sind.

K. Sie werfen darnach oder steigen hinauf und stehlen sie.

L. Was thun manche Gräserinnen, um eine schönere Bürde Gras zu bekommen, als sie auf ihrem eigenen Felde finden?

K. Sie stehlen das Gras.

L. Was thut manchmal ein gottloser Bauersmann, wenn er einen Acker pflügt, der an fremde Felder stößt, die nicht versteint sind?

K. Er pflügt dem andern etwas weg.

L. Was ist denn nun hier der Beweggrund: Muthwille, Bosheit, Bequemlichkeit oder Habsucht?

K. Die Habsucht.

L. Und beym Obste besonders die Art von Habsucht, die man Näscherey nennt. — Wenn nun jemand auf Bäume wirft, um etliche Aepfel oder Birnen zu bekommen, ist der Diebstahl den er begeht, der einzige Schaden, den er anrichtet?

K. Nein,

K. Nein, er verdirbt auch den Baum, weil er die Zweige zerwirft.

L. Und wenn jemand auf einen Baum steigt um Obst zu stehlen, schont der wohl des Baumes?

K. Nein.

L. Warum nicht?

K. Weil er sich schickt, und Sorge hat, daß ihn jemand darüber antreffen möchte.

L. So ist denn der Schade, den solche böse Jungen den Bäumen zufügen, weit ärger als der Diebstahl den sie begehn. — Indeß verlassen sie sich darauf, daß ihre losen Streiche nicht sollen entdeckt werden. Verließ sich wohl Hans auch darauf?

K. Ja; aber er wurde doch darüber angetroffen, als er die Bäume beschädigte.

L. Und was geschah ihm?

K. „Er wurde empfindlich gestraft und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen."

L. Wenn nun aber etliche Bäume ganz verdorben waren, konnte er sie wohl mit einem zehnjährigen Lohn wieder herstellen? Konnte er mit seinem Gelde machen, daß die frisch gesetzten Bäume gleich wieder so schön und tragbar da standen, als diejenigen waren, die er verdorben hatte?

K. Nein, das konnte er mit Geld nicht machen.

L. Und gleichwohl meynte er, daß ihm mit der Strafe zu viel geschehe. Womit suchte er sich zu entschuldigen?

K. Er sagte: „ich habe nicht allein Schaden gethan; andre haben auch Bäume beschädigt."

L. Was antwortete ihm aber der gnädige Herr?

K. „Aber dich haben wir bey Beschädigung der

der Bäume angetroffen und die andern nicht. Hast du andre gesehen, welche die Bäume beschädigten: so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen müssen."

L. Die Entschuldigung war also nichts werth, und gleichwohl ist sie so gemein! Wer wird wohl einen Dieb oder Mörder frey lassen, der sich damit entschuldigte, daß schon hundert Andere vor ihm auch gestohlen und gemordet hätten? — Wie soll man sich also fragen, so oft man etwas thut oder unterläßt? Wie heißt der Grundsatz, den ich euch so oft schon eingeprägt habe?

K. Ob es gut wäre, wenn alle Menschen in der Welt so dächten und handelten.

L. Wenn nun alle Leute die Güther ihrer Nebenmenschen beschädigen wollten — was würde daraus folgen?

K. Daß nichts in der Welt mehr sicher wäre.

L. Wer also sagen wollte: da nicht Alle so denken und handeln: so geht darum die Welt nicht zu Grunde, wenn ich manchmal so einen Streich mache, — der käme mir gerade so vor, wie wenn er sagte: Da es so viel brave Leute auf der Welt gibt: so will eben ich ein Bösewicht seyn. — Wollt ihr wohl so denken und thun?

K. Nein, das wollen wir nicht!

L. Wollt ihr aber die Beschädigung fremder Güther blos aus Furcht vor der Strafe unterlassen, oder aus Liebe zu eurem Nächsten?

K. Aus Liebe zu unserm Nächsten.

L. Wer ist denn euer Nächster?

K. Jeder Mensch, er mag Feind oder Freund seyn.

L. Gewiß würden die schändlichen Menschen, welche

welche fremde Güther beschädigen, die Sünde nicht begehn, wenn sie die übeln Folgen bedächten. Wie heißt es am Schlusse der Erzählung im Kinderfreunde?

K. „Um solcher bösen Buben willen bleiben viele nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.“

L. Warum verreden fast manche Leute das Baumsetzen?

K. Weil ihnen das Obst gestohlen wird.

L. Oder weil ihnen die frischgesezten Bäume von Menschen oder Vieh verdorben werden. Ach, sagen sie, was hilft mich all meine Mühe? Von zehn Stämmen bringe ich kaum Einen davon, und tragbare Bäume machen mir mehr Verdruß als Freude, weil ich das Obst entweder unreif herabnehmen, oder halb stehlen lassen muß. Mit Recht sagt daher Salomo: (Pred. Sal. 9, 18.) Ein einziger Bube verdirbt viel Gutes! Denkt einmal, wie viel Schönes und Nüzliches zu Stande käme, wenn die häßliche Verderbsucht nicht wäre! So aber hat man fast Noth, für alle Habseligkeiten eine Schildwache zu halten. Wer Dinge, die ihm Fleiß und Mühe kosten, öfters verdorben sieht, der verliert allmählig die Lust dazu. Mit Recht sagt daher der Kinderfreund: „Um der bösen Buben willen bleiben viele nüzliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.“ Wie heißt es weiter in den Denkreimen eben des Buchs, von denen, die andrer Leute Freuden stören?

K. Wer eines Menschen Freude stört,
Der Mensch ist keiner Freude werth!

L. Wie gefiel es euch wohl, ihr Kinder, als ihr noch kleiner wart, wenn euch jemand eine kleine

Spie-

Spielerey die ihr gemacht hattet, ein kleines Gärtchen, Häuschen und dergl. einrieß oder verdarb?

K. Wir haben uns recht bekümmert.

L. Wie gefällt es euch jezt, wenn jemand an den Güthern eurer Aeltern etwas beschädigt? wenn ein neues Thor, oder ein neu angestrichenes Haus mit Koth beworfen, ein Baum, eine Hecke, ein Acker oder sonst etwas verdorben oder etwas gestohlen wird?

K. Wir ärgern uns recht darüber.

L. Und so einen Verdruß wolltet ihr Andern zufügen?

K. Nein. Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das müßt ihr ihnen auch thun.

L. Und umgewandt: alles was ihr wollet, daß euch die Leute nicht thun sollen ...

K. Das müßt ihr ihnen auch nicht thun.

L. Auch nicht thun lassen durch das Vieh. Das erste was Kinder thun können, heißt es im Kinderfreunde, ist — Schaden verhüten. Wo habt ihr besonders Gelegenheit dazu? — Ich sprach eben vom Viehe — —

K. Beym Vieh-Hüten.

L. Was sollt ihr da thun?

K. Darauf Acht haben, daß es nicht Schaden geht.

L. Also nicht spielen und schlafen, sondern fleißig auf das Vieh sehen. Schlagt nach 2 B. Mos. 22, 5.

K. „Wenn jemand einen Acker oder Weinberg beschädiget, daß er sein Vieh läßt Schaden thun in eines Andern Acker, der soll von dem Beßten auf seinem Acker und Weinberg wieder erstatten.“

L. Und wie heißt die Auslegung des siebenten Gebots?

K. „Wir

K. „Wir sollen — — unserm Nächsten — — sein Guth und Nahrung helfen bessern und behüten.“

L. Wenn ihr das aber nicht aus Liebe zu Gott und zu euerm Nächsten thut; wenn ihr fremde Güther wohl gar absichtlich beschädigt und darüber betroffen werdet, was habt ihr dafür zu erwarten?

K. Strafe.

L. Und zwar nicht allein für den Schaden, den ihr selbst gethan habt, sondern auch für den, welchen Andre schon vor euch gethan haben, weil ihr dann so verdächtig seyd, daß man euch auch andre Beschädigungen Schuld gibt, die ihr vielleicht nicht gethan habt. Besonders aber deßwillen, weil man durch eure strenge Bestrafung andern Frevlern ein Beyspiel geben will. — Wie heißt es im Kinderfreunde?

K. „Hütet euch, bösen und thörichten Leuten nachzuahmen, sonst werdet ihr oft nicht nur für den Schaden büssen, den ihr selbst thatet, sondern auch für denjenigen, den jene schon zuvor gethan hatten.“

L. Wie heißt es in den Sprüchen Salomo's, Kap. 24, 1.?

K. „Folge nicht bösen Leuten und wünsche nicht bey ihnen zu seyn; denn ihr Herz trachtet nach Schaden, und ihre Lippen rathen zum Unglücke.“

L. Was ihr thut, liebe Kinder! folgt diesem Rathe. Folgt nicht dem Beyspiele der Bösen, sondern der guten Menschen. Haltet das Eigenthum Andrer so heilig, als euer eigenes. Richtet nicht nur selbst keinen Schaden an, so gering er auch seyn mag, seyd vielmehr darauf bedacht, Schaden zu verhüten und Nutzen zu stiften. Wer kann das schöne Lied auswendig: Fern sey mein Leben jederzeit rc.?

K. Fern

R. Fern sey mein Leben jederzeit
Von aller Ungerechtigkeit.
Wie könnt ich Gottes Freund sonst seyn
Und seiner Gnade mich erfreun!

Wer seines Nächsten Rechte kränkt,
Auf seinen Schaden boshaft denkt,
Verletzet des Gewissens Pflicht,
Und ehrt den Gott der Liebe nicht.

Du schriebst in jedes Herz, o Gott,
Tief ein das heilige Gebot:
Was dir mißfällt, wenn dir's geschicht,
Das thue du auch andern nicht!

Darum, mein Gott, bewahre mich
Vor allem Unrecht väterlich.
Begieng ich's je, so sey mir's leid
Und zum Ersatz mein Herz bereit.

Wer Andern Schaden einst gethan
Und irgend ihn erstatten kann,
Doch deß sich weigert, findet nicht
Vor Dir Erbarmen im Gericht.

Er kann nicht wahre Buße thun,
Dein Segen kann nicht auf ihm ruhn,
Eh er das Böse, das er that,
Nach Möglichkeit ersetzet hat.

Wohl dem, der dieses stets bedenkt,
Und nie durch Unrecht Andre kränkt!
Du bist gerecht: dieß sey auch ich;
Und Du, mein Vater, stärke mich!

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand, 1759-1839

Landwirthschafts-Predigten Ein Beytrag zur Beförderung der wirthschaftlichen Wohlfahrt unter Landleuten

Bd.: 2

Heilbronn ; Rothenburg o. d. T. (1794)

Hom. 1388-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11048518-7
VD18 90225910